ATLANTIS

Heft 11 November 1949 DM. 2.60





Löw-Trotteur
Fr. 59.80
ELEGANT
MODISCH
PREISWERT
Fr. 64.—
Fr. 64.—
LÖW
LÖW UND PROTHOS AG. OBERAACH, THG.
Basel
Gerbergasse/Falknerstrasse 12
Thun
Bälliz 32
Weinfelden
LINDENHOF, Marktplatz
Zürich
CENTRAL, Limmatquai 112
Luzern
Weggisgasse 28
St. Gallen
Neugasse 5
Zürich
Usteristr./Lintheschrg. 8
Lausanne
Rue de Bourg 29
Olten
Kirchplatz
Genf
Place du Lac 1
Bern
Amthausgasse 16
Baden
Bruggerstrasse 12
420

ATLANTIS

LÄNDER / VÖLKER / REISEN

XXI. Jahr, Heft 11 November 1949

HERAUSGEBER: MARTIN HÜRLIMANN

ATLANTIS VERLAG
Zeltweg 16, Zürich, Tel. 24 40 43

INHALT

Umschlagbild: Pfahlbau-Pavillon in einer buddhistischen Anlage in Chieng-mai (Siam)

Ständiger redaktioneller Mitarbeiter: F. Hindermann

Sprechstunde der Redaktion:
Mittwoch und Donnerstag 10—12 Uhr

Technische Herstellung: Buchdruckerei Berichthaus Zürich; Tiefdruck: Gebr. Fretz AG., Zürich. — Clichés: Anderson & Weidmann, Zürich; Wetter, Zürich. — Atlantis erscheint monatlich einmal. Einzelpreis der Nummer DM. 2.60, Jahresabonnement: DM. 26.—. Zu beziehen durch jede Buchhandlung. — Inseratenannahme: SENGER-ANNONCEN, Zürich 2, Gotthardstraße 61, Telephon 27 40 12, Filialen in Basel, Bern, Glarus, Genf, Lausanne. – Verlag und Expedition: Zeltweg 16, Zürich, Telephon 32 54 97. – Vertretung für Deutschland: Atlantis Verlag, Freiburg im Breisgau, Johanniterstraße 4.


Eine IWC-Uhr
ein lebender Schmuck
von höchster Präzision
International Watch Co.
SCHAFFHAUSEN
UHRENFABRIK E. HOMBERGER-RAUSCHENBACH VORMALS INTERNATIONAL WATCH CO., SCHAFFHAUSEN

ATLANTIS MITTEILUNGEN

HERAUSGEGEBEN VOM ATLANTIS VERLAG ZÜRICH ZELTWEG 16



Juan de Flandes, 1519 †: Kleines Mädchen mit totem Vögelchen

ATLANTIS-MUSEUM

Die neue Sammlung, die diesen Titel trägt, soll die Vorzüge der großen, drucktechnisch einwandfreien und nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten zusammengestellten Bildbände mit denen der handlichen und auch für breitere Kreise erschwinglichen Publikationen in sich vereinen, die dem Wunsche des Kunstliebhabers, unbehindert durch einen allzu gewichtigen kritischen Apparat sich dem Genuß des Betrachtens hinzugeben, als ansprechende Schaubücher entgegenkommen. Einzelne

Bände der neuen Reihe werden jedoch in bunter Folge auch entlegeneren Themen gewidmet sein und dem Kunsthistoriker einen einzelnen, monographisch durchgearbeiteten Gegenstand zum Studium darbieten. So erscheint, unter den ersten vier Titeln der Sammlung, neben den allgemeineren Übersichten wie «*Kinderbilder in der europäischen Malerei*», «*Reiterbilder in der europäischen Malerei*» und einer Auswahl «*Albrecht Dürer, 80 Meisterzeichnungen*», mit einer Einleitung von Friedrich Winkler, dem Herausgeber der großen wissenschaftlichen Gesamtausgabe von Dürers Zeichnungen, ein thematisch in sich geschlossener Band, der dem Meisterwerk französischer Gotik, dem *Trivulzio-Kandelaber* gewidmet ist. Anläßlich der Ausstellung «Kunstschätze der Lombardei» in Zürich konnte das dem Nikolaus von Verdun zugeschriebene, im Halbdunkel des Mailänder Domes sonst wenig beachtete Meisterwerk in allen Details photographiert werden. *Martin Hürlimann* hat nun seine Aufnahmen, von denen zwei im Sonderheft von «Atlantis» (Februar 1949) erschienen sind, so zusammengestellt, daß sie zusammen mit einem Text von *Otto Homburger* die Größe dieses einzigartigen Kunstwerkes zur Geltung bringen.

KINDERBILDER IN DER EUROPÄISCHEN MALEREI

32 Seiten Text. 80 Tiefdrucktafeln und 3 Farbtafeln. In Halbleinen Fr. 10.—.

In der Einleitung von Bettina Hürlimann-Kiepenheuer *werden an Hand der Bilder und der menschlichen Aussage, die hier mit dem künstlerischen Ausdruck besonders innig verbunden ist, Parallelen gezogen zu der kulturgeschichtlichen Entwicklung bis zum «Jahrhundert des Kindes». Zu dem spätgotischen Kinderporträt von Juan de Flandes, einem der frühesten Werke, in denen ein Kind um seiner selbst willen abgebildet erscheint, paßt die nachfolgende Bemerkung von* J. Huizinga (*aus: «Herbst des Mittelalters, Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden.»*)

«Rührende Akzente des Kinderlebens sind in der Literatur des späten Mittelalters außerordentlich selten; es gab keinen Platz für sie in der gewichtigen Steifheit des großen Stiles. Weder die kirchliche noch die weltliche Literatur kennen eigentlich das Kind. Wenn Antoine de la Salle in Le Reconfort eine Edelfrau über den Verlust ihres Söhnchens trösten will, weiß er ihr nichts anderes zu bieten als die Geschichte eines Knaben, der noch grausamer um sein junges Leben kam, weil er als Geisel umgebracht wurde. Zur Überwindung des Schmerzes vermag er ihr nichts anderes zu geben als die Lehre, sich an nichts Irdisches zu hängen. Aber dann läßt er jene Geschichte folgen, die wir als das Volksmärchen vom Totenhemdchen kennen: das gestorbene Kind kommt zu seiner Mutter, um sie zu bitten, nicht länger zu weinen, damit sein Totenhemdchen trocknen kann. Und hier ist mit einem Male ein viel innigerer Ton als in dem in tausend Stimmen gesungenen Memento mori. Sollten nicht Volkserzählung und Volkslied in jenen Jahrhunderten Gefühle bewahrt haben, die die Literatur kaum kennt?»

ALBRECHT DÜRER 80 MEISTERZEICHNUNGEN

Herausgegeben von Friedrich Winkler, 32 Seiten Text, 80 Tiefdrucktafeln, in Halbleinen Fr. 10.—.

Aus der Einleitung von Friedrich Winkler:

«Dürers Werke sind immer bewundert und verehrt worden. Modeströmungen, die beispielsweise Rembrandts Persönlichkeit zeitweise in den Hintergrund gedrängt haben, tiefere Umwälzungen in der kunstgeschichtlichen Entwicklung, die die Stellung des einstigen Abgottes der Kunstwelt, Raffael, seit einem Jahrhundert ernstlich bedrohen, sind ihm nicht gefährlich geworden. Man spricht wohl davon, daß Matthias Grünewald, nicht Dürer, der deutsche Maler gewesen sei und heutzutage die deutsche Kunst in ihrem wahren Wesen verkörpere. Daß Dürer vor allem der Begründer des Holzschnitts und Vollender des Kupferstichs gewesen ist, kann nicht geleugnet werden, und er galt von jeher als solcher. Nicht minder hoch hat man früher seine Malereien gestellt, und es ist noch gar nicht lange her, daß man seine Aquarelle ans Licht gezogen hat, in denen Dürer gegenwartsnah wie wenige andere Künstler der Vergangenheit erscheint. Überhaupt haben viele Zeichnungen und Wasserfarbenmalereien des großen Mannes einen geradezu aktuellen Charakter.

Das Bewußtsein von dem hohen Wert der Handzeichnungen hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts wie in keiner Zeit vorher verstärkt. Man hat damals die Frühzeiten der Kunst und die Frühwerke der Künstler entdeckt und man hat dabei die Anfänge eines Kunstwerks und ihre Zeugnisse mit ganz anderen Augen ansehen lernen. Die Hochschätzung der Technik, die noch immer im Wachsen ist, tat ein übriges, um die unansehnlichen Proben von Künstlerhand, die die Zeichnungen darstellen, zu erhöhter Geltung zu bringen. Aber es ist ein tieferer Grund, in dem unsere Kunstauffassung mit der Dürers verbunden ist.



Albrecht Dürer (1471—1528), Selbstbildnis aus dem Jahre 1493

Die heutige Kunst charakterisieren stark betonter Subjektivismus und äußerste Reizsamkeit der Kunstschaffenden. Das Originale jeder Individualität prägt sich in der handschriftlichen Eigentümlichkeit ihrer Zeichnung aus und wirkt um so eindrucksvoller, je unmittelbarer ihre Reaktion auf die empfangenen Eindrücke ist. Spontane Umsetzung des Erlebnisses in bildnerische Form unter Ausschluß alles Gelernten, im Vertrauen darauf, daß der Genius im Künstler die Hand führt, das Schaffen «auf Anhieb» ist die Folge. Die heimlichen Götter dieser Kunst sind Velazquez, Hals und vor allem Rembrandt, dessen unheimliche Sensibilität sich in Tausenden von Skizzen entlädt, die er zu jeder Stunde gefertigt zu haben scheint. Der älteste Künstler, der auf die Erscheinungen der Umwelt sehr fruchtbar, eindrucksvoll persönlich und unmittelbar reagierte, ist Dürer gewesen. Keiner hat dabei die Techniken des Zeichnens so mannigfaltig ausgewertet, so viel zur Verselbständigung der Zeichnung beigetragen wie er. Da wir heute die Studie und Skizze, dazu das Aquarell höher denn je zuvor stellen, fühlt man sich versucht, in Dürer den großen Ahnherrn dieser Kunst zu erkennen. Des Besitzes hoher und eigentümlicher schöpferischen Kräfte von früh auf gewiß, sorgt er sich nicht darum, daß er sich verlieren könnte, wenn er sich hingibt. Er ist in aller feurigen Leidenschaft maßvoll — das Geheimnis der Größten —, und er kennt nur starke, gesunde Gefühle. Die subtilen Nuancen des Gefühlslebens kommen in seinen Werken auch zu ihrem Recht, aber ihr Reiz und ihr Gewicht vermögen nicht, die feste Prägung der Form, auf die er vor allem aus war, zu erweichen.»

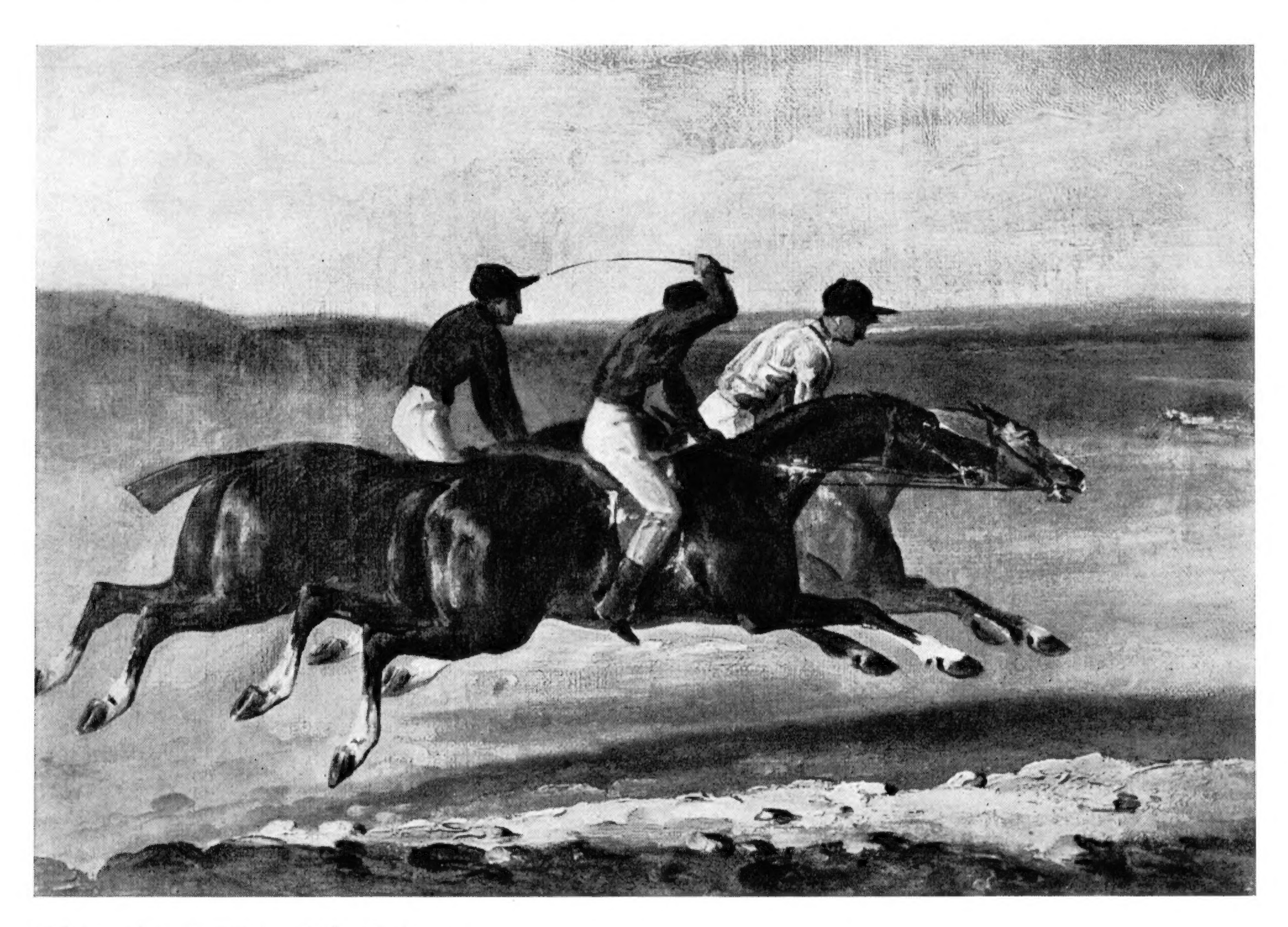
REITERBILDER IN DER EUROPÄISCHEN MALEREI

Einleitung von Hans F. Bühler. 32 Seiten Text, 64 Tiefdrucktafeln und 2 Farbtafeln. In Halbleinen Fr. 10.—.

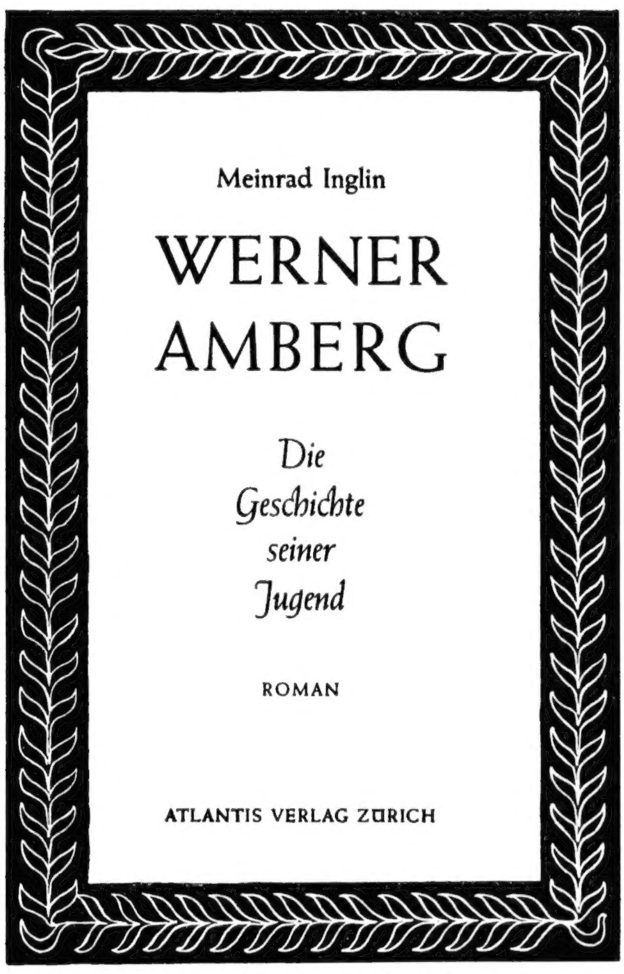
Aus der Einleitung von Hans F. Bühler:

«Erst Vernets großem Schüler, Theodor Géricault, dessen leidenschaftlich bewegtes Reiter- und Malerleben in den Jahrzehnten um die Wende des 19. Jahrhunderts verläuft und so frühzeitig und tragisch durch Sturz vom Pferde endet, blieb es vorbehalten, die Klassik zu überwinden. In der hinreißenden Darstellung seiner Reiteroffiziere und Jockeys gab er mehr als nur jenes Geheimnis magischer Verbundenheit zwischen Mensch und Tier, das uns geradezu von der «Erscheinung Mensch-Pferd» sprechen läßt: seiner romantischen Künstlerseele gelang es zum ersten Male, seine Bilder mit loderndem Leben zu füllen. Er fand als erster die Lösung des Bewegungsproblems in der bildenden Kunst — das heißt: verschiedene aufeinander folgende Bewegungen in einer Synthese für den Betrachter nicht nur sichtbar, sondern vielmehr fühlbar zu machen. Er hat in mehreren Bildern von Rennen die Gangart des schnellen Galopps festgehalten, die schon fast ganz der natürlichen Bewegung entspricht, wie sie heute die Kamera zeigt. In seinem berühmten Bild vom «Derby» aber hat er den «fliegenden Galopp», dessen allerdings noch unzulänglich realisierte Vorstellung wir schon bei seinem Lehrer Vernet finden, gemalt. Es ist dies eine Stellung des galoppierenden Pferdes, die der Wirklichkeit in keiner Weise entspricht: die vier Pferdebeine sind mit allen vier Hufen in der Luft, weit und flach nach vorn und hinten gestreckt. Nüchtern wägender Verstand wird die malerische Vision eines so galoppierenden Pferdes augenblicklich in ihrer Wirklichkeitsferne durchschauen; aber keine andere Darstellung vermag dem Beschauer so sehr den Eindruck höchster Geschwindigkeit und allerletzter Kraftentfaltung zu vermitteln, und sie wurde deshalb fortan von allen Pferdemalern bis fast zum heutigen Tage übernommen.

Auch für Haltung und Sitz des Reiters findet Géricault ungezählte differenzierte und individuelle Lösungen. Anders sitzt der elegante Gardeoffizier zu Pferde, wenn er zur Parade reitet, als wenn er vor seiner Schwadron zur Schlacht galoppiert, und wieder anders sitzen Mamelucken und Neger auf ihren Tigerfellen; und wenn der Jockey sein Pferd in tiefem, aufrechtem Sitz zum Rennen reitet, so steht er im Endkampf vor dem Ziel mit weit vorgebeugtem Oberkörper in den Bügeln, und man spürt, wie er sein Pferd zur Hingabe der äußersten Kraft auffordert und antreibt.»



Théodore Géricault (1791—1824), Pferderennen



Mit dem diesen Herbst erschienenen Roman (1947 waren ihm, ebenfalls in Atlantis Verlag, «Die Lawine und andere Erzählungen», 1948 die Neufassung von «Jugend eines Volkes. Erzählungen vom Ursprung der Eidgenossenschaft» vorangegangen) schenkt Meinrad Inglin seinen Lesern nach längerem Unterbruch wieder eine große zusammenhängende Darstellung von starker epischer Kraft.
Prof. Dr. Emil Staiger schreibt

Zum neuen Werk von Meinrad Inglin:

Ein Blick auf das zeitgenössische Schrifttum deutscher Sprache kann auch den gutmütigsten Leser zur Verzweiflung bringen. Autoren, die zeitlebens wenig mehr als Skizzen und Tagebücher zustande gebracht haben, erlauben sich, kraft ihres Dichteramtes, Europas Kultur in Ordnung bringen und über die Menschheit entscheiden zu wollen. Andere, deren Verhältnis zur Sprache nicht über eine mittelschülermäßige Naivität hinausgediehen ist, versichern mit bestürzender Bescheidenheit, daß sie nach Maßen ihrer Kräfte das Werk Hölderlins fortzusetzen gedächten. Wenn ihre Stimme bei solchen Erklärungen zunächst noch etwas zittern sollte, so gewinnt sie beträchtlich an Festigkeit, sowie sich einige getreue, gläubige oder zynische, Kritiker finden. Und deren finden sich immer genug. Weit mehr als zu Wilhelm Meisters Tagen gleicht unsere Literatur einer «Schenke, wo der Geringste mit lauter Zufriedenheit schwelgt, weil er immer seinesgleichen findet, der mit ihm anstößt». Einem Feuilletonisten, dessen Prosa vor zwanzig Jahren kein Winkelblättchen abgedruckt hätte, ist ein «äschyleisches Verhältnis zum Publikum» nachgerühmt worden. Das höchst zweifelhafte Werk eines Dramatikers, der einmal einen ganz respektablen Erstling vorgelegt hat, wird an einem Ort, wo man ernsthafte Kritik erwartet, mit der Kathedrale von Chartres verglichen. Dies alles ist so beklemmend, daß man es kaum zu bereden wagt. Offenbar fällt es auch Rezensenten schwer, ohne überschwengliche Glaubensartikel zu leben. Darüber geht aber jeder Begriff von Meisterschaft und Qualität verloren. Unter den lebenden Schriftstellern deutscher Sprache sind die echten, zuverlässigen Meister bald aufgezählt. Ich werde mich hüten, die kurze Liste vorzulegen, erinnere aber mit Nachdruck daran, daß Meinrad Inglin zu ihnen gehört. «*Werner Amberg, die Geschichte seiner Jugend*», ist soeben im Atlantis Verlag erschienen, ein beglükkendes, trostreiches Buch für alle, denen bei ihren Streifzügen durch das gegenwärtige Schrifttum allmählich die Füße versagen.

Kurz nach Beginn wird erzählt, wie der kleine Amberg seinem Vater, dem Goldschmied, bei der Arbeit an einer Kette zuschaut: «‚Siehst du jetzt, was aus dem Draht geworden ist?' fragte er. Ich sah es mit Bewunderung, bewahrte es in mir und wurde durch dieses Beispiel später in meiner Einsicht bestärkt, daß das Schöne, das dauern soll, nicht durch Zauberkunst und Flunkerei entsteht, sondern durch die unermüdliche Arbeit eines geschickten Mannes, dessen Beruf es ist.» Dieser Sinn für Qualitätsarbeit verläßt den Verfasser nie. Mit unbeirrbarer Redlichkeit, ohne den leisesten falschen Ton, alle nicht restlos ausgewiesene Bedeutsamkeit vermeidend, erzählt er die Geschichte einer Jugend, die wir wohl im großen und ganzen als seine eigene betrachten dürfen. Die psychologischen Betrachtungen, die er gelegentlich anstellt, sind vielleicht etwas grob geraten und lassen jene Differenzierung vermissen, die heute auf diesem Gebiet fast unentbehrlich scheint. Sie werden aber ersetzt durch eine eigentümliche zarte Symbolik, bei der es Inglin dem Leser mit vornehmer Zurückhaltung überläßt, wie weit er darauf einzugehen, welche Erkenntnis er daraus zu schöpfen gedenke: Der Aufenthalt auf dem Glokkenturm, die Tiere, der Brand des Collegiums, die Überschwemmung und vieles andere gewinnt eine schimmernde seelische Transparenz, die nicht mit Worten erklärt werden will. Dann finden sich längere Partien, wo es der Erzähler bei vordergründigem Schildern bewenden läßt. Unter diesen zeichnet sich vor allem der vierte Teil mit den Kellnererlebnissen durch eine ungemein fesselnde Deutlichkeit und großen epischen Zug aus. Ich wüßte nicht, wer dergleichen heute mit derselben, alles äußerliche Raffinement verschmähenden und dennoch erstaunlich wirksamen, treffsicheren, grundanständigen Kunst zu erzählen vermöchte. Gewisse auch aus früheren Büchern Inglins bekannte Lieblingsthemen, Knabenabenteuer zum Beispiel, sind eher etwas zu lang geraten und vermögen sich gegen die novellistische Behandlung in «Güldramont» nicht ganz zu behaupten. Es scheint indes, als sei der Umfang der einzelnen Teile noch durch andere Gesichtspunkte als den der erzählerischen Ergiebigkeit bestimmt. Jedenfalls drängt sich dem Leser immer deutlicher das Gefühl sorgfältig erwogener Proportionen auf: Zäsuren des Lebens sind schon in der äußeren Anlage des Buchs markiert. Auch dies trägt bei zu jener am Ende alles beherrschenden Überzeugung, endlich wieder ein Buch empfangen zu haben, mit dem man — um es kurz und klar zu sagen — nicht betrogen ist, das sich als richtig und dauerhaft erweist, als Arbeit eines bedeutenden, ehrbaren Meisters.

Auch heute noch liegt das Geheimnis einer solchen Meisterschaft in der Beschränkung. Meinrad Inglin schreibt keine Zeile, die er nicht mit eigenem Wissen und Empfinden verantworten kann, und ist lieber gelegentlich allzu spröde und schlicht, als daß er sich nur ein einziges Mal entschließen würde, zu schwindeln und über Dinge zu reden, die er nicht übersieht und genau geprüft hat. Dazu gehört, daß er sich ganz in seinem persönlichsten Lebenskreis und, als Mensch und Schriftsteller, mehr und mehr in seiner engeren Heimat aufhält. Wer weiß, ob auch nur in Zürich ein solches Talent noch möglich wäre. Der Versuchungen zum Unübersichtlichen, Unausweisbaren wären zu viele. Seine Prosa müßte ihre bestimmten, zuverlässigen Konturen verlieren. Und mit den Grenzen seiner Begabung schwände wohl auch der Meister dahin.

Emil Staiger



BETTINA HÜRLIMANN: «MICHAELS HAUS»

Eine Erzählung aus den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg

Man hat mich gefragt, warum ich das hier angekündigte Buch geschrieben habe. Die Frage war nicht zu verargen, denn ich schreibe sonst keine Bücher, höchstens Artikel über Reisen, Kunst oder Briefe, oder etwas für meine Kinder, selten etwas in Auftrag, sondern dann, wenn es mich dazu treibt, zwischen der Haus- und Berufsarbeit am Küchentisch, an einem Wiesenrand oder in der Eisenbahn, fast nie am Schreibtisch.

Mit diesem Buch fing es auch so an, auf einer Bank unter einer Platane in einer französischen Stadt. Es war kurz nach dem Kriege, und ich kam aus einem saubren heilen Land in ein verwundetes. Ich sah die Wunden der Sieger, die Brücken, die überall im Wasser hingen wie gigantische Lebewesen, die toten Dörfer an den Heerstraßen inmitten verminter Felder, und dazwischen immer wieder die Besiegten, die auf den Straßen schaufelten und hackten in zerfetzten Uniformen. Sie gehörten zu dem Volke, aus dem ich stammte, und ich versuchte mir vorzustellen, was sie denken mochten und wie sie wohl weiter leben würden.

Hinter der Bank, auf der ich saß, war eine Buchhandlung. Aber für einmal kaufte ich kein Buch, sondern ein dickes Schulheft aus schlechtem grauem Papier mit einem gelben Umschlag; denn es war mir in dieser Zeit die größere Befreiung, zu schreiben, als zu lesen. Dem gelben Heft folgten ein rotes und ein blaues, sie sahen aber nicht wie die Hefte eines richtigen Schriftstellers aus, denn sie waren durchsetzt mit Skizzen von Ruinen, mit Zahlen, mit rohen Entwürfen, die dann monatelang auf Ausführung warten mußten, sowie mit Notizen, den eignen Haushalt betreffend. Und wenn nicht ein wirklicher Engel eines Tages dieses scheinbare Durcheinander auf die Schreibmaschine übertragen hätte, so wäre wohl kaum je ein Buch daraus geworden. Das vorliegende Büchlein besteht mit wenigen Ausnahmen aus den Niederschriften jener schweren Nachkriegsjahre, und ich bin selbst überrascht, daß es eine in sich geschlossene Erzählung geworden ist.

Bettina Hürlimann

Aus «Michaels Haus»: ABSCHIED IM HERBST

Der Herbst des Nordens ist dem des Südens an Farbigkeit überlegen. Der Süden brennt die Blätter braun, dann fallen sie zu Boden. Vielleicht, daß auch gelbe Farbtöne dazwischen sind. Aber die Nebel des Nordens bedecken Blätter und Wiesen mit einem feuchten Mantel, gleich einem weißen Pelzlein am Morgen, der die Gräser tränkt und den Blättern ihre vielfältigen Farben verstärkt und glänzend wäscht. Dann kommt die Sonne und läßt das Pelzlein Rauhreif zergehen; es bleibt der Glanz, die Frische und eine Farbigkeit, die nicht ihresgleichen kennt auf der Welt. Vom hellsten Gelb und Rosa bis zum dunkelsten Braunviolett sind alle Farben erschienen im Konzert des Malers, der Herbst heißt.

Peter, als kleiner Pietro in Italien, der Heimat seiner Mutter geboren, in Süddeutschland, in der Stadt seiner Väter zum Manne geworden, wanderte staunend durch diese Farbenpracht einer anspruchslosen Wald- und Wiesenlandschaft an der Hand Kathinkas, die ihn führte. Er war Kriegsgefangener und hatte den Wiederaufbau des Schulhauses in ihrem Dorf — ihr Vater war der Lehrer — bewerkstelligen müssen. Das hatte er seinem Architektenberuf zu verdanken gehabt und war dessen froh, denn er hatte ihn an den Tisch von Kathinkas Familie gebracht, die den jungen Architekten tagsüber verpflegen mußte. Nun stand das Schulhaus, recht und schlecht, der Lehrer war zufrieden, und morgen sollte Peter mit einem Schub kranker Kriegsgefangener in die Heimat zurückkehren. Kathinkas Vater hatte ihm diese Gunst, um die er sich noch vor kurzem so beworben, verschafft, und heute hatte er ihm seine eigene Jacke aus Leder und Schafspelz übergehängt, damit er sich an diesem letzten Sonntag, schon halb der Freiheit gehörend und doch noch unter dem Gesetze des Rechtlosen, als Mensch fühle. Im stillen war es ihm vielleicht auch unangenehm, seine Tochter neben einem gehen zu sehen, der die Uniform des Feindes mit dem Zeichen des Besiegten darauf trug. Aber als er die beiden nun auf dem Wiesenweg im durchsonnten Nebeldunst verschwinden sah, Kathinka im weiten Röckchen mit ihrer weißen schafwollenen Jacke und Peter in seinem eigenen Lederwams, aus dem der schwarze Lockenkopf hervorschaute, da lachte er zufrieden. Er geht ja morgen fort, warum sollen sie nicht einmal glücklich miteinander sein.

Die Mutter sah etwas besorgter aus dem Fenster. Sie hatte die scheue Stille zwischen den beiden so lebhaften jungen Menschen beobachtet und hatte diesen vom Vater bewilligten Abschiedsspaziergang nicht so gern gesehen. Doch selbst in diesem abgeschiedenen Winkel an der baltisch-russischen Grenze war schon etwas von den Freiheiten der Jugend verlautet, und Kathinka, das liebe Kind, machte, was sie wollte. «Nun zieht in Gottes Namen», murmelte sie schließlich. «Bis dein Mitjä ordenbedeckt aus Moskau heimkehrt, hast du vielleicht den abgerissenen Peter fast vergessen.» Aber sie mußte sich Mitjäs Orden und seine Chancen im Leben sehr drastisch vorstellen, um nicht in Versuchung zu geraten, an Peters liebem schmalem Gesicht hängenzubleiben, über dessen Stirn immer der lockige Haarschopf fiel, und dessen helle Augen so abwesend und fast im gleichen Moment so sehr der näch-

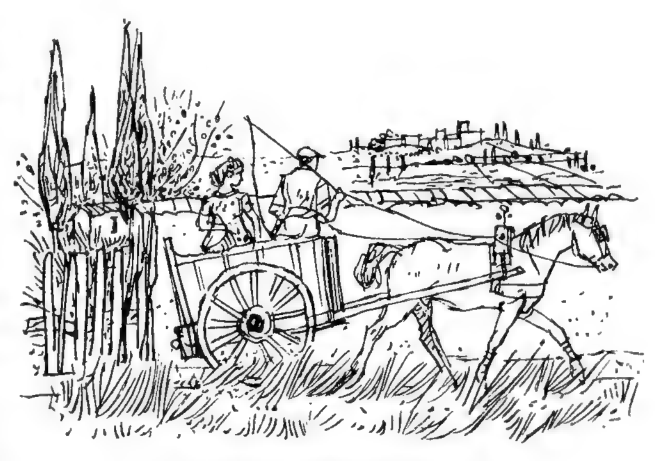
sten Umgebung zugekehrt waren. Zu gern wäre sie den beiden gefolgt. Nun tat sie es in Gedanken, und Kathinka schien es zu spüren und blickte sich noch häufig um, bis sie ganz den Blicken menschlicher Augen entschwunden waren.

Dann blieb sie stehen und blickte staunend um sich, über einen braunglänzenden Acker, ein Stück saftiger Wiese und den brennenden Waldrand, auf den sie zugingen. «Es war noch nie so schön im Herbst wie dieses Jahr», sagte sie erstaunt, «wie der Waldrand heute glüht und wie die Herbstzeitlosen wie Flämmchen aus der Wiese schießen. Der schmutzige Weg leuchtet rosa, und sieh, da kommen die Schafe.» Wirklich, da kam, was diesem Bild noch fehlte, eine Schafherde, von einem bellenden Hund umkreist, der die Tiere zusammendrängte, daß sie wie ein großer Ballen Wolle wirkten auf Hunderten von dünnen Beinen. Kathinka und Peter gingen weiter durch ein dunkles Wäldchen, in dem nur zwei oder drei Birken mit goldenen Blättern wie Fackeln die Düsternis unterbrachen. Dann standen sie wiederum an einem Waldrand, dem Anfang einer Rodung, und ein glänzend geschälter Baumstamm lag vor ihnen, um sie zum Sitzen aufzufordern. So setzten sie sich hin. Peter legte seine bloße Hand zwischen sie beide und sagte nur: «Gib!» Da gab Kathinka die ihre, und die war trotz Arbeit klein und weich und warm. «Weißt du, warum der Herbst heute so schön ausschaut? Ich weiß es. Weil es unser Herbst ist und wir ihn miteinander ansehen. Vier Augen sehen besser als zwei. Kathinka, ich bin sehr glücklich. Wir werden dies nie vergessen.» Er legte seinen Arm um ihre Schulter. Kathinka fröstelte ein wenig und glühte zugleich. Fester schmiegte sie sich in seinen Arm, und ihre kleine Hand lag wie ein Vögelchen in seiner großen, guten Männerhand. Sie dachte einen Moment an Mitjä, den Jugendfreund, wie er sie beim letzten Abschied plötzlich schmerzhaft heftig gedrückt hatte, und Peter an eine junge Mitstudentin, die vielleicht auf ihn wartete, weil er sie einmal darum gebeten hatte. Dann blickten sie einander an, beide ein wenig traurig plötzlich und sich der Einmaligkeit ihres unbeschreiblichen Glückes ganz bewußt. Wenn die Sonne hinter den Waldsaum sank, würden sie sich für immer verlassen. Ein Leben mußte bis dahin durchlebt werden. Es war schön, über den Abschied zu sprechen, wenn man noch beisammen war, und Peter dachte daran, wie sie ihm zum ersten Male entgegengekommen war, und nun saß sie neben ihm, und das, was man Leben nannte, dieses Rennen und Schaffen auf ein unbekanntes Ende, war plötzlich am Ziel, am Gipfel angekommen. Man atmete kaum noch, alles stand still, alles war vollkommen. Peter dachte, ob wohl jeder einen solchen Stillstand kennen würde, oder ob dies ein besondres Geschenk sei, eine Gnade, den wenigen vorbehalten, die die Fähigkeit hatten, einen solchen Moment in sich aufzunehmen und auszukosten, vollkommen ruhig, wunschlos und doch zugleich der Vergänglichkeit bewußt. Sie sprachen friedliche Worte miteinander, nichts Besondres, und blickten sich immer wieder an. Ein Knacken im Gehölz, ein fernes Bellen und ein Schuß in der Ferne ließen sie jeweils für Momente verstummen, und jedes Mal schmiegten sie sich näher aneinander.

Doch plötzlich schüttelte Kathinka ihr Haar mit einer energischen Bewegung aus dem Gesicht und stand auf, Peter mit sich ziehend. Hand in Hand zogen sie den Waldsaum entlang, die Schönheit der Landschaft, die nur sie sahen, mit den Augen trinkend und das Gefühl der gegenseitigen Nähe mit allen Fasern des Herzens genießend. Wie kleine Flammen schossen die roten und weißen Beeren der Büsche aus dem braunen Blättergrund hervor, Zauberbüsche plötzlich, voller wunderbarer Zeichen, und wie geheimnisvolle Sterne auf grünem Himmel blickten die weitoffenen Herbstzeitlosen sie an. Die Wiese, der Wald, selbst der zertretene Pfad schienen glücklich und in Harmonie mit dem Weltall. Aber das Glück der zwei Menschen war andrer Art. Es hatte sie ergriffen und zueinandergeführt, und da beide wußten, daß sie nicht ganz frei waren und keine gemeinsame Zukunft ihrer wartete, hatte ihre Beziehung etwas so Losgelöstes vom alltäglichen Leben, daß sie meinten, im Weltall zu schweben. Auch empfanden sie die Dinge so sehr im gleichen Moment, daß Süße und Bitternis, Sehnsucht und Zurückhaltung, Glück und Trauer jeweils gleichzeitig ihr Herz schlagen, ihre Augen erglänzen oder feucht werden ließen.

In einem gemeinsamen Augenblick der Trauer, der schönsten und herzbewegendsten Trauer, ließen sie sich los. Peter begann einen Strauß zu pflücken, und Kathinka dachte, der wird morgen auf meinem Fensterbrett stehen und noch viele Tage, bis alle Blätter und Beeren abgefallen sind, und dann ... weiter konnte sie nicht denken, aber sie war plötzlich unendlich traurig. Ihr Leben lag so vorgezeichnet vor ihr, weil sie eine Frau war, und sie wußte ganz klar und deutlich, daß diese Stunde der Gipfel ihres Lebens bleiben würde, während jener Peter dort, der ihr Herbstzeitlosen und stachlige Zweige pflückte, weiter steigen würde ohne sie, ohne sie ... «Ich möchte dich noch zu meinem Lieblingsplatz führen», sagte sie dann und nahm wieder die große Hand und zog ihn daran auf einem Seitenpfad einem tiefer gelegenen Wald zu.

Erst kamen sie ein Stück durch bäuerliches Land, Obstgärten, in denen kleine dampfende Häufchen Mist verteilt lagen. Kathinka schritt durch diese ihre Welt, und wieder wurde ihr klar, daß sie die wirkliche Welt nicht mit Peter teilen würde. Sie drückte seine Hand und zog ihn schnell in den großen dunklen Wald, der hier begann und der sie weniger an das alltägliche Leben der Gegenwart und Zukunft gemahnte, weil er unpersönlicher war und mehr wie Felder, Gärten und Wiesen nur dem lieben Gott gehörte und den merkwürdigen Geistern, die ihn immer, so lang sie denken konnte, bewohnt hatten. Ein Tor schloß sich hinter ihnen, als sie über den Teppich von besterntem Moos und feuchtglänzendem Laub schritten. Als sie ein Stück gegangen waren, sahen sie plötzlich Blutspuren vor sich und einige Fetzen weiches Fell. «Marder», sagte Peter und nahm das kleine Fell in seine Hand und blickte es zärtlich an. Dann ließ er es wieder fallen. Die Welt schien heute in Zeichen zu sprechen. Im gleichen Moment, als sie sich wieder die Hand reichten, um weiterzugehen, verschwanden die Sonnenflecken; eine bräunlich-blaue Dämmerung hüllte sie ein und senkte sich auf ihre Herzen, die darunter zu schlagen begannen, schneller und schwerer zugleich als vorher, das



Vignetten von Roland Guignard

Glück vom Nachmittag immer noch mit sich tragend, doch mehr als Last und gegen die Versuchung kämpfend, sich von der Traurigkeit einfangen zu lassen. Nach einigen Minuten lichtete sich der Wald, und sie kamen an den See. Auf der schwarzen Oberfläche lagen noch einige Lichter, aber in den Buchten stiegen schon die Nebel auf, und eine eisige Kühle wehte ihnen entgegen. Arm in Arm folgten sie einem kleinen Pfad am Ufer entlang, und Peter schenkte seinem Strauß noch einen gelben Schilfwedel. Sie waren nun ganz still geworden, nur der schwebenden Abenddämmerung hingegeben, fast ebenso eins mit ihr wie Bäume, Sträucher und See. Selbst Peter, ein klarer Gedankenmensch lateinischer Prägung, wurde eingewiegt von den Schwingungen dieser nordischen Dämmerung, die die Konturen der Gedanken und Gefühle in einer wunderbar beruhigenden Weise verwischte. Sie waren stehengeblieben. Kathinka stand an einen Birkenstamm gelehnt, mit dem sie im Grau der Dämmerung immer mehr zu verwachsen schien, so sehr, daß Peter erschrak und aus seiner Träumerei plötzlich erwachte, als sie mit der ihr manchmal eigenen Heftigkeit den Kopf erhob und ihn fragte, ob es ihm hier gefiele. Peter spürte ganz klar, wie sehr sie hierhergehörte, wie sie mit dieser grau-blauen Abendlandschaft verbunden war durch unsichtbare, ihm fast unheimliche Bande, deren Zerreißen ihre ganze Natur ändern mußte. Deshalb sagte er: «Ich liebe diesen Winkel so wie dein Kleid, dein Haus und alles, was zu dir gehört, aber ohne dich wäre ich ganz verloren darin. Mit dir ist alles verzaubert.» Und um seinen Worten Gewicht zu geben, tauchte in diesem Moment hinter einer Wolke der schmalste Sichelmond auf und wiederholte sich in noch zauberhafterer Form zu ihren Füßen im schwarzen Wasserspiegel. Die Stille war von unhörbaren Klängen erfüllt, und ihre Abschiedstrauer glich einer weit aufgeblühten dunklen Blume, deren Blätter bei geringster Berührung abfallen würden. So standen sie ganz still. Doch nach einiger Zeit tönte weit in der Ferne ein Ruf: Kathinka ... Kathinka. Die Blätter fielen, eins nach dem andern, die letzten, als Peter mit einer heftigen besitzergreifenden Gebärde auf Kathinka zustürzte. Sie wehrte ihm ab. «Es sind die Schulkinder, die mich suchen. Sicher hat der Vater sie geschickt», sagte sie, und ihre Stimme war etwas heiser. «Auf Wiedersehen, Peter, bleibe gut und baue schöne Häuser.» In dem Moment brach es durch die Büsche. Eine Horde blonder und schwarzer, schmutziger und sauberer, trauriger und fröhlicher Kinder stürzte aus dem Gebüsch hervor, zerschnitt die Stille und entzauberte die Landschaft, die plötzlich nur noch zufälliger Hintergrund war, grau, fröstelnd und traurig hinter dem Triumphgelächter der Kinder. So traten sie den Heimweg an, Kathinka mit einem winzigen Bübchen voraus, Peter inmitten der andern hinterdrein. Doch er sah durch sie hindurch, spürte fast leiblich ihren Schmerz, den sie tapfer verbarg, und blickte weiter in sein eigenes Leben ohne sie, Baracken, vielleicht Häuser bauend zwischen Ruinen, Arbeit, Hunger und Elend und versuchte froh zu sein, daß er dieses Kind nicht mitnehmen konnte. Und doch, wie schön wäre auch die traurigste Kammer mit ihr, mit ihrer Wärme, ihrer graden Herbheit, ihrem unverdorbenen Wesen. Wie würde sich die kleine Anna freuen, das mutterlose Kind, und Michael, der Bildhauer, der immer so Freude hatte, wenn er den einfachen Gesichtern seiner Hirten und Heiligen in Wirklichkeit begegnete. Nein, er durfte das nicht denken, rechtloser Bürger eines rechtlosen und schuldbeladenen Landes. Es durfte nicht sein, und er löste sich von der Kinderschar und schlug einen Seitenpfad ein, der in der Richtung seines Lagers führte. Kathinka ging ruhig weiter, ohne etwas von diesem Abschied zu merken. Sie wurde kleiner und kleiner und verschwand schließlich in jenem Wäldchen vom Mittag, sich mit ihm verbindend wie ein Stück Natur.

PETER GAN: INTERPUNKTION

Aus dem neuen, im November erscheinenden Gedichtband

«DIE HOLUNDERFLÖTE»

(«L'art est un question virgules.» Léon-Paul Fargue)

Atemzeichen, sichtbare, zu setzen:
Komma, Kolon, Punkt und Doppelpunkt —
inniglich empfundenes Ergötzen,
Pausen peinlich prüfend abzuschätzen
und (in Klammern künstlich eingetunkt)

Parenthesen: sinnig-widersinnig,
Lied und Logik, Liebende, im Streit!
Wirklich wahrhaft wunschlos glücklich bin ich,
wenn ich fertig bin. Denn dann beginn ich!
Dann beginn ich, die gefrorne Zeit

strophenweise wieder aufzutauen.
Meinen Atem atmet mein Gebild.
Sonntags, göttergleiches Selbstvertrauen,
auf die Wochenpein zurückzuschauen
und, Vulkan, den feuerfesten Schild,

lebenden, in heißen Händen wenden,
den Vorhandnen gleichsam hinterdrein
zu gebären — (Götter nur vollenden;
Du mußt, laß mich diesen Rat verschwenden,
Kronos oder Penelope sein).

Hinterdrein! Ja, da beginnt die Freude
der Besinnung. O Behaglichkeit,
wenn, auf der wir tanzten alle beide,
Lied und Sänger in des Messers Schneide
spielend spiegeln ihre Eitelkeit!

Sohn und Vater innig einverstanden,
Siamesenzwillinge! Sag, sind wir nicht
beide nur wie «pile ou face» vorhanden?
Sag, und wer versteckte, was wir fanden?
Sprich, das letzte Wort hat das Gedicht.



Photo: Anne Winterer, Konstanz

Prähistorisches Pfahldorf bei Unteruhldingen am Bodensee. Eine Rekonstruktion vorzeitlicher Kulturlandschaft.

PFAHLBAUTEN VON DER PRÄHISTORISCHEN BIS ZUR MODERNEN KULTURLANDSCHAFT

Von Ernst Winkler

Mit vergnüglicher Plastik zeichnete der Vater der Geschichte, Herodot, im fünften Buche seiner «Geschichten» merkwürdige Siedlungsweisen der Bewohner des Sees Butkowo an der Struma (Mazedonien) aus dem fünften Jahrhundert vor Christus: «Auf hohen Pfählen stehen mitten im See ineinandergefügte Brettergerüste, welche vom Lande aus nur mittels einer schmalen Brücke Zugang haben. Die Pfähle, welche unter den Gerüsten stehen, wurden ursprünglich von den Bürgern wohl gemeinsam eingeschlagen; hernach aber schufen sie ein Gesetz und errichteten sie dann auf folgende Weise: Jeder, welcher heiratet, bringt für jede Frau, die er nimmt, aus einem Gebirge, welches Orbelus (ein Ausläufer der Rhodopen) heißt, drei Pfähle und stellt sie unter. Die meisten aber nehmen sich viele Weiber. Sie wohnen nun daselbst auf folgende Art: Es hat ein jeder über den Brettern eine Hütte, in der er lebt und eine Falltüre, welche vom Gerüst hinunter zum See führt. Die kleinen Kinder binden sie mit einem Strick am Fuß an, aus Furcht, sie könnten hinunterfallen. Ihren Pferden und ihrem Zugvieh reichen sie Fische zum Futter, die so zahlreich sind, daß, wenn jemand die Falltüre öffnet und einen leeren Korb an einem Seil in den See läßt, er nicht lange Zeit zu warten braucht, um ihn voll heraufzuziehen.»

Herodot hat gewiß kaum geahnt, daß er mit seiner eindrücklichen Schilderung der von seinen Zeitgenossen wohl als Kuriosität betrachteten Siedlungsform einen für die nachmalige Kulturgeschichte und Ethnologie höchst bedeutsamen Wohntypus verewigte — wodurch allein schon er sich das Prädikat eines Klassikers seiner Disziplin erworben hätte. Indes scheint der



Photo: E. Gagstätter

An der Küste Venezuelas. Indianischer Pfahlbau bei Santa Rosa. Solche Siedlungsformen bestimmten den portugiesischen Entdecker de Hojeda 1499, die Gegend «Klein-Venedig» zu nennen.

so anschauliche Exkurs wenig Aufsehen in der Forschung bewirkt zu haben. Erst deren Entfaltung im 19. Jahrhundert und die Entdeckungen prähistorischer Pfahlbaurelikte — seit 1829, bzw. seit 1854 am Zürichsee und später in zahlreichen andern Gewässern und Feuchtgeländen der Schweiz, wo in der Folge allein über fünfhundert Pfahlbaudörfer aus der Stein- und Bronzezeit festgestellt wurden, aber auch außerschweizerischer Gebiete — ermöglichte die volle Würdigung der Herodotischen Gelegenheitsskizze.

Freilich fehlte es auch in der Zwischenzeit nicht an Beobachtungen ähnlicher Siedlungsformen. So beschrieb der arabische Geograph Abulfeda um 1325 anläßlich einer Schilderung des Sees Agamea in Syrien dort lebende christliche Fischer, die «mitten im See in von Holz gebauten und auf Pfählen ruhenden Hütten wohnten» und in dem dichten Röhricht der seichten Ufer willkommene Verstecke vor heidnischen Verfolgern besaßen. Als der Portugiese Alonzo de Hojeda in Begleitung des Juan de la Cosa und des Amerigo Vespucci 1499 an der Küste des Maracaibosees im nördlichen Südamerika Indianerdörfer auf Pfählen erblickte, wurde er so lebhaft an die Lagunenstadt Venedig erinnert, daß er die Gegend bekanntlich Venezuela, das heißt Klein-Venedig taufte, welcher Name auf den sich von dort aus später ausbreitenden Staat überging. Ebenfalls Venedig nannten die Spanier, die mit Hernandez Cortez 1518 das Hochland von Mexiko eroberten, die aztekische Stadt Quitlavaca, die gleich andern in der Umgebung der Metropole des Aztekenreiches und teilweise wie diese selbst «in einer bewunderungswürdigen Ordnung auf Pfählen erbaut» (Cortez) war. Und als die Europäer im 15. Jahrhundert den malayischen Archipel zu erobern begannen, fanden sie bei den dortigen Eingeborenen geradezu Labyrinthe pfahlbautechnischer Wohnorganisation. Es kann deshalb nicht verwundern, wenn sie besonders in der Stadt Palembang ein «Venedig des Ostens» erblickten, ja wenn sie diese als «Venedig Sumatras» Bandjermassin und Brunei als denjenigen Borneos gegenüberstellten (Ratzel). So machten die Veneter, deren Metropole ja auch im Abendland in niederländischen und nordosteuropäischen Großstädten: Amsterdam, Rotterdam, St. Petersburg und wohl noch in anderen Parallelen empfing, in der Nachwelt nicht nur Schule als berühmtes und berüchtigtes Handelsvolk, sondern nicht minder auch als tatsächliche und symbolische Ingenieurnation.

In der Folge erkannte die ethnologische Wissenschaft immer eindringlicher, daß dem Pfahlbau kosmopolitischer Charakter zukomme — womit der Hypothese des Völkergedankens gleicherweise wie der Entlehnungstheorie Wind in die Segel gegeben (oder aus ihr genommen) ward. Diese Weltbürgerlichkeit der merkwürdigen Bauidee fand ihren Ausdruck nicht allein in allen Kulturschichten und Kulturregionen der Menschheit. Innerhalb deren Sphären prägte sie sich in nicht minder weltweiter Verbreitung auch in allen

Die «Stelzenstadt» Brunei auf Nordborneo (11000 Einwohner). Blick in den «Kampong», das Eingeborenenviertel mit Frauenbooten.



Sumatranisches Straßendorf aus Pfahlbauten.

Motivationen menschlicher Bautätigkeit aus: im Wohn- und Ökonomiebau wie in Anlagen des Verkehrs, des Kultus und jeglicher andrer Gestaltungsphänomene. Der Pfahlbau durchdrang die Bauformen selbst und hatte demnach naturgemäß ebenso viele Zweckbestimmungen wie Erscheinungsformen. Gewiß mochte in den Anfängen seiner Erforschung die Feststellung bestimmter Naturlandschaften der Erde — namentlich die feuchten Tropen und Indonesien vor allem — als auffälliger Häufungszonen von Pfahlbauten die Vermutung nahelegen, daß Anpassung an das Wasser, vielmehr der Schutz vor Mensch und Tier auf über Wasser gehobenen Planken das entscheidende Schöpfungsmotiv gewesen seien. Aber die ebenso bemerkenswerte Tatsache, daß selbst in jenen Häufungszonen der Pfahlbau so gut wie nirgends auf die Wasserkante beschränkt war und ist, ließ die anfänglich besonders von Archäologen genährte Ansicht von der vornehmlichen Wasseranpassung sich rasch zugunsten einer Vielzahl der Zwecke modifizieren. Hierzu trugen naturgemäß vor allem die sich mit dem allmählichen Verschwinden der weißen Flecke auf der Landkarte vermehrenden Nachrichten über das Auftreten von Pfahlgerüsten in beinahe allen übrigen Breiten, von den Polen bis zum Äquator maßgebend bei. *Eine* durchgehende Zweckbestimmung blieb dabei unvermindert bestehen: das Schutzmotiv, das mit wenigen Ausnahmen wohl von den ältesten Epochen bis zu den neusten technischen Pfahlgründungen der modernen Großstädte, Industrie- und Verkehrsanlagen die Leitlinie der unstreitig ans Seltsame gemahnenden Bauweise gebildet hat. Ob es in Form direkter Abwehr menschlicher Feinde zu Pfahlbauten Anlaß gab, wie bei vielen Stämmen Nordborneos, auf den Admiralitätsinseln, am Morya- und Nyassa-See in Afrika, bei den Agahr des obern Nils, oder in Süd-Annam, ob die Verhinderung des Zutrittes wilder Tiere zu den Wohnungen die Triebkraft war, oder ob Insekten und anderes Ungeziefer, wie am obern Amu-Darja in Turan, im Sumpfgelände des Weißen Nils oder des Kongos die Erhebung der Behausungen auf Pfähle angeregt hatten: immer und überall erscheint das Streben nach Bewahrung vor Unsicherheiten des Lebens und Wohnens als Ziel der Pfahlbautechnik (Lehmann).

So läßt es sich denn auch bei den besonders merkwürdigen Palheiros der portugiesischen Küstenzone erkennen, bei jenen eindrucksvollen meist rotbraun leuchtenden und auf Pfählen errichteten Fischerblockhütten, die den Meeranwohnern zur Wohnung dienen und deren künstliche Erhöhung den Zweck verfolgt, den Sand der Wanderdünen unter den Hütten passieren zu lassen, damit diese nicht von ihm erstickt werden (Da Rocha Peixoto, Lautensach). Das Streben findet sich wieder in der Landschaft Ambuella (Angola), am



Pfahldorf der südsiamesischen Deltalandschaft.

Photo: H. Horber



Wandbild in einem Tempel in Ava (Burma) mit der Darstellung eines auf Pfählen errichteten buddhistischen Klosters vor einigen hundert Jahren.



Buddhistische Klosterbauten, die in neuerer Zeit bei den Ruinen von Ankor (Kambodja, Indochina) errichtet wurden.



Photo: A. Bühler, Basel

Manusdorf an der Südküste der großen Admiralitätsinsel. Die Manus sind Pfahlbauer. Ihre Dörfer stehen auf dem Riff, im Wasser von ungefähr einem halben bis einem Meter Tiefe. Kleine, schmale mit Stangen vorwärts bewegte Auslegerboote dienen zum Verkehr zwischen den einzelnen Häusern und mit dem Lande.

Rovuma in Ostafrika, am Benue, in Assam, aber auch in der Neuen Welt bei den Tlinkitindianern und Karaiben Guyanas, wo die Bevölkerung oft nur zeitweilig vor den Überschwemmungen der Flüsse und Seen auf Pfahlbauten flüchtet. Eine weitere interessante Abart dieser Einrichtung beschrieb Bernatzik von dem weddid-mongoloiden Völkchen der Moken im Mergui-Archipel (Westsiam), die in der Regel ausschließlich in Großfamilienbooten leben, zur Zeit der die Regenperiode einleitenden und gefürchteten Taifune an windgeschützten Buchten am Strand oder sogar im Watt flüchtige Hütten auf niedrigen Pfählen errichten, die sie jedoch nach dem Sturm baldmöglichst wieder verlassen.

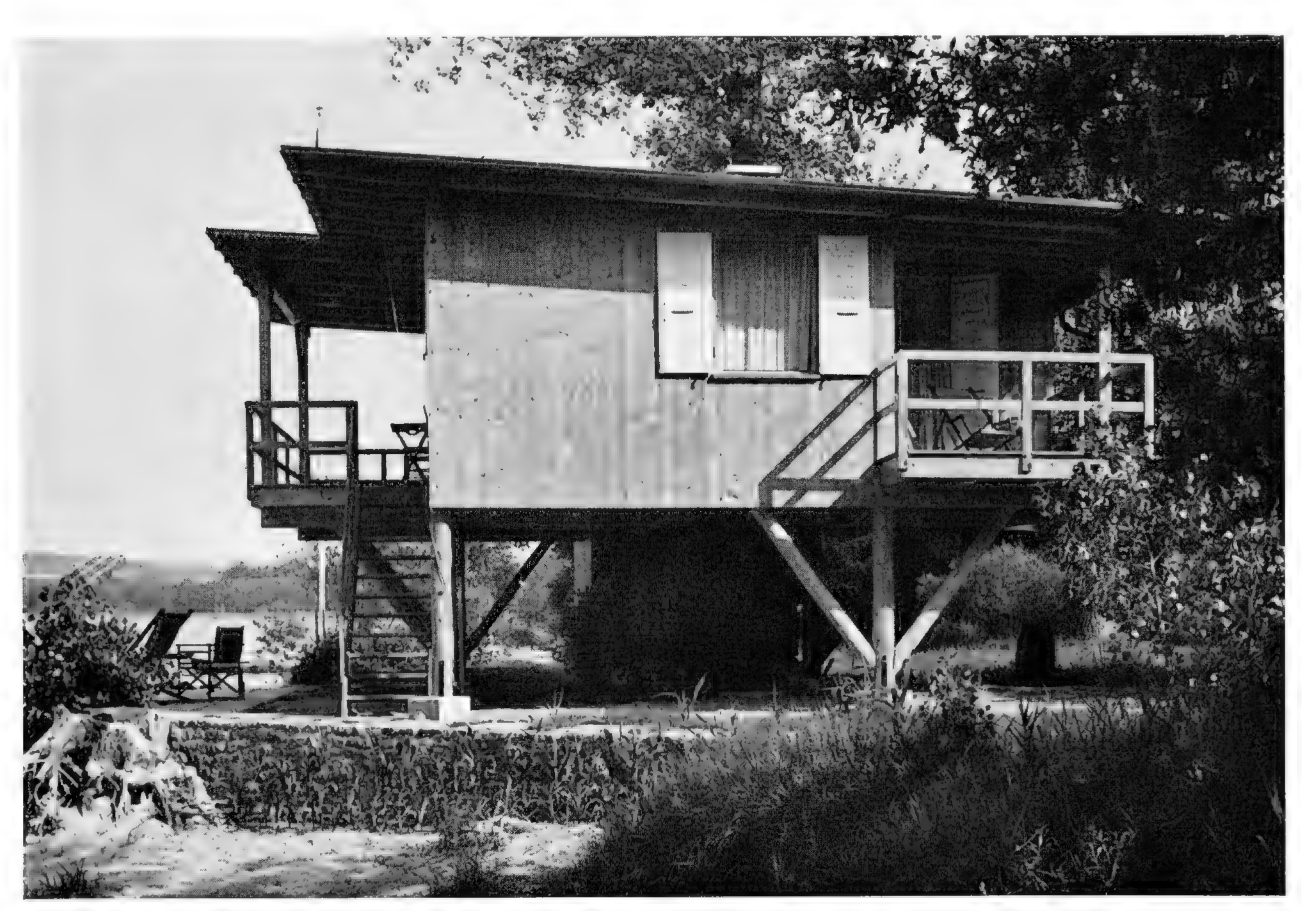
Auch wo das Schutzmotiv durch andere Siedlungsfunktionen abgelöst oder überdeckt zu sein scheint, wie etwa in Indonesien, dessen zahlreiche Wasserpfahlbauten ebensosehr der Kehrichtentfernung in den einzelnen Haushaltungen und des Bodenungeziefers wegen, also aus hygienischen Gründen, geschaffen wurden, führt das Streben letztlich zurück auf die Tendenz zur Lebenssicherung. Das gleiche gilt für viele Pfahlbauten Javas, der Savannen Madagaskars, Neuguineas und ähnlicher Landschaften der übrigen Erdteile, wo sehr oft die Wohnungen der Übersichtlichkeit halber und wegen der Möglichkeit, die Umgebung besser überwachen zu können, auf Pfähle errichtet wurden. Es wiederholt sich in Siam und China, wo Mangel an Kulturboden zur Raumersparnis drängte und Pfahlbauten am Wasser oder in Sümpfen hiefür zu Auswegen wurden. Zumeist aber fanden sich mehrere Standortsmotive wie Schutz-, Bequemlichkeits- und Raumsparbestreben sowie hygienische Gesichtspunkte zusammen, wie offenbar bei zahlreichen chinesischen Strömen, wo Pfahlbauten oft langhin sich am Ufer hinziehen, in Assam, aber auch in Gebirgsländern sogar der Subpolargebiete (z. B. in Kingisland an der Beringstraße), so daß die Entschleierung der Gründe für ausgesprochene Pfahlbauten nie ohne unerklärlichen Rest aufgeht.

Wie dem auch sei, die eigenartigen Bauformen bilden auf jeden Fall in weiten Teilen der bewohnten Erde eigenartige und im Grunde überzeugende Anpassungserscheinungen des Menschen an Naturerscheinungen verschiedenster Art, an Relief, Wasser, Sümpfe und andere, die an sich eher siedlungsfeindlich erscheinen und bekunden so gut wie überall, wenn auch nicht großartige so doch einprägsame Triumphe des Geistes über das scheinbar Geistlose. Und zudem haben sie überall, wo sie entstanden, das Antlitz der Landschaft wesentlich umgeprägt, Kulturlandschaften entstehen lassen, die im Spiegel der seltsam anmutenden Pfahl- und Säulenfelder besondere Akzente erhielten, ob diese nun ganze Landschaften oder nur Elemente einzelner Siedlungen kennzeichnen.

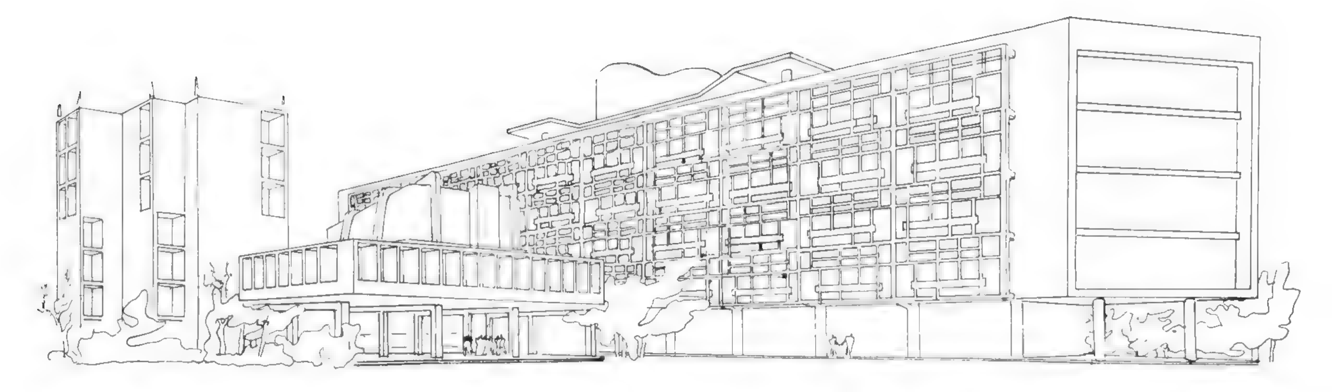
Die ethnologische Forschung glaubt annehmen zu müssen, daß Pfahlbauten ursprünglich weitere Verbreitung hatten, so daß die noch jetzt bestehenden

Relikte einer alten Blüte darstellen. Sie vermeint, dies anhand der vorgeschichtlichen Siedlungen und einzelner feststellbarer Entwicklungsvorgänge bei europäischen wie außereuropäischen Bauten erweisen zu müssen. Dafür schien zum Beispiel der Rückgang der vielleicht aus alten Junggesellenhäusern abzuleitenden Festhallen und Rathäuser zu sprechen, die in germanischen Ländern bis weit hinein ins Mittelalter als Pfahlbauten errichtet wurden. Während sie in jenen Gebieten so gut wie ganz verschwanden, läßt sich ihr allmähliches Verschwinden in Südost- und Ostasien wie in Indonesien noch heute vielfach *beobachten*. Denn dort besteht die Gewohnheit, den Pfahlbau wie den Pfahlrost durch Erd- und Steinbühnen und Sockel zu ersetzen, während der Urzweck, die Erhebung des Hauses über den Boden, beibehalten wird (Oehlmann). Aber andere Beobachtungen sprechen dafür, daß dieser Rückgang einen keineswegs eindeutigen Verlauf nimmt. Denn auch in Neuländern der Besiedlung wird der Pfahlbau immer wieder zu verschiedensten Bauten als zweckmäßiges Mittel der Niederlassung verwendet. So lassen sich auf Pfählen stehende Wohnhäuser wie Ökonomiegebäude längs des ganzen Alaska-Highways von Edmonton (Alberta) über Dawson-Creek bis Fairbanks feststellen, der doch durchaus jüngsten Datums ist, und ähnliche Formen finden sich an den zeitweise berüchtigten Flüssen Südwestkanadas. Sie sind aber auch durchaus nicht selten in vielen Pionierstädten des gleichen Landes zu beobachten, wo solidere Fundationen infolge Baumaterials, raschen Wachstums und anderer Gründe zum mindesten in den Anfängen nicht rationell schienen. Analoge Erscheinungen sind aus allen übrigen Kolonialgebieten der Erde bekannt, und wenn sie auch im Laufe der Zeit solideren und kompakteren Sockelbauten weichen werden, so dürfte das alte Bauprinzip dennoch kaum je auf den Aussterbeetat gesetzt werden.

Denn nicht nur hat in den letzten Jahren die Forschung damit begonnen, den primitiven, prähistorischen Pfahlbauten durch Errichtung und Rekonstruktion von alten Dörfern und Einzelbauten — so etwa die Firma Bally in ihrem schönen Park in Schönenwerd, so vor allem prähistorische Gesellschaften etwa bei Unteruhldingen — «ewige» Denkmäler zu setzen. Nicht bloß hat die moderne Architektur durch archaisierende, vielleicht auch nur modische Erstellung von Weekend- und Ferienhäuschen im Pfahlbaustil der alten und weltweiten Idee zur Neuerstehung verholfen. Das unaufhaltsame Wachstum der Siedlungen und insbesondere der Großstädte erzwang ihre Weiterverwendung und wissenschaftlich-technische Vertiefung in einem Maße, die gewiß vordem kaum geahnt wurde. Mit der rapiden Erweiterung städtischer Bauzonen gerieten und geraten die städtischen Bauherren häufig in Baugründe an Seeufern, auf alte Deltas und Sümpfe, die nur überbaubar sind, wenn der Untergrund künst-

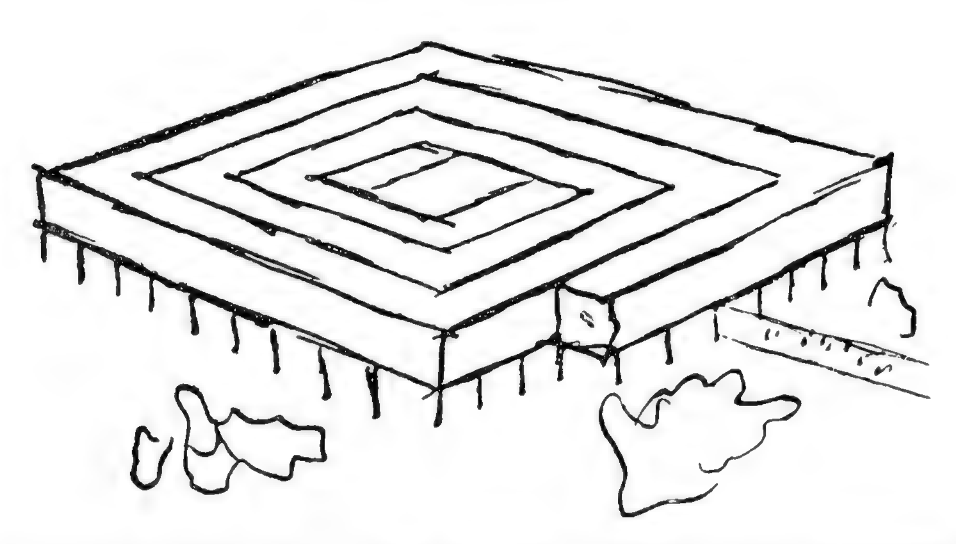


Moderner Pfahlbau. Ferienhaus am Murtensee (Architekt W. Allenbach, Bern)



Renaissance des Pfahlbaus in der Architektur der Gegenwart. Biologische Station von Roscoff. Pilotisbau von Le Corbusier, 1939.

lich tragbar gemacht wird. Hier werden Pfahlgründungen zu entscheidenden Bauprinzipien. Pfahlfundationen müssen angewendet werden, wenn Bauwerke, namentlich Großbauten, auf Böden mit ungenügender Tragfähigkeit abzustellen sind. Die erforderliche Tragfähigkeit wird durch die Pfahlgründung entweder in der Weise erreicht, daß die Pfähle bis auf eine in erreichbarer Tiefe liegende widerstandsfähige Schicht abgeteuft werden, oder aber — falls eine solche Schicht fehlt — durch Heranziehung der sogenannten Mantelreibung zwischen Boden und Pfahl. Im ersten Fall werden Übertragungspfähle benutzt, insofern die Pfahllast zur Hauptsache auf eine tieferliegende Bodenschicht übertragen wird. Der Sitz des Pfahlwiderstandes liegt dann im wesentlichen am untern Pfahlende, man spricht vom Spitzenwiderstand. Im andern Fall wird der Pfahlwiderstand durch die Reibung zwischen dem Pfahlmantel und dem umliegenden Boden erzeugt, nachdem der letztere durch Materialverdrängung verdichtet worden ist. Solche Pfähle werden als Reibungspfähle bezeichnet, weil hier der Spitzenwiderstand gegenüber der Mantelreibung stark zurücktritt. Der zunehmende Bedarf solcher Pfahlfundationen wie die Schwierigkeit, sie zuverlässig zu gestalten, hat innert wenigen Jahrzehnten zu einem besondern Zweig der Technik geführt, der mit den fortgeschrittensten Mitteln der Mathematik und technischen Physik arbeitet. Wenn bedacht wird, daß für verhältnismäßig einfache Bauwerke, wie etwa die Viadukte über den Sihlsee Hunderte von Pfählen — für den Steinbacher Viadukt 391 mit einer Gesamtlänge von 8 km, für den Willerzeller Viadukt 629 Pfähle mit einer Gesamtlänge von nahezu 14 km — zur Verwendung gelangen und wenn die maschinellen Einrichtungen, namentlich die imposanten Rammbären, bei den Bauarbeiten selbst beobachtet werden, so drängt sich der Eindruck auf, daß keineswegs in naher Zukunft mit einem allmählichen Ausklingen der Pfahlbauten gerechnet werden kann, sondern daß die Landschaften der Erde im Gegenteil geradezu einem neuen Weltalter der Pfahlbaukultur entgegenzugehen scheinen. So wiederholt sich auch bei diesem Bauprinzip, daß echte Kunst Moden und Zeitströmungen zu überdauern vermag, zeitlos bleibt, weil es dem Wesen des Menschen wie der Natur adäquat ist.



Der Riesenpfahlbau der modernen Weltstadt. Le Corbusiers Planskizze des Musée à Croissance illimitée 1939 (Philippeville, Algerien). Aus «Le Corbusier. Oeuvre complète 1938-1946». (Verlag für Architektur, Erlenbach/Zürich)

MALTA

Von Paul F. Schmidt

Der erste Anblick von Malta enttäuscht ohne Zweifel. Man fährt an steil abbrechenden Felsufern entlang, die sich gleichmäßig zu einer Höhe von etwa 100 m erheben: eine glatte Felstafel, anscheinend ohne Gliederung und ohne Vegetation. Wald fehlt in der Tat auf Malta völlig; die Fruchtbäume verbergen sich in geschützten Erdfalten. Geologisch haben wir einen Schollenrest des Festlandes vor uns, das in Vorzeiten Afrika mit Sizilien verband und dann bis auf ein paar Inseln abgesunken ist. Die Gruppe besteht neben Malta aus dem kleineren Gozo und dem unfruchtbaren Felseninselchen Comino zwischen beiden. Die fünf übereinanderliegenden Gesteinsschichten aus dem Tertiär, zumeist Kalkstein, haben sich in horizontaler Lagerung gehalten, woraus die flache und einförmige Gestaltung Maltas folgt. Keine andere der vielen Mittelmeerinseln entbehrt so sehr der Schönheit, die geologische Auffaltung und vulkanische Tätigkeit der Erdoberfläche verleihen.

Aber dann fährt man in eine der Buchten ein, die sich unversehens in das abstürzende Tafelland öffnen, in den Großen Hafen von La Valetta. Hier begreift man sofort, warum die kleine Insel so früh entdeckt und bevölkert worden ist. Ein von Natur so gut geschützter und geräumiger Hafen, zwischen Sizilien und Afrika, Europa und Libyen, in der Mitte des Meers trefflich gelegen, der sicheren Schutz vor den häufigen Stürmen gab: dies mußte jeden Schiffer, jede seefahrende Nation zu kurzem oder längerem Aufenthalt verlocken.

Der Schiffbruch des Apostels Paulus

Von der Gefährlichkeit der Seefahrt in diesen Gewässern erhielten wir schon in der Kindheit eine Nachricht durch die biblische Geschichte, welche von der Strandung des Apostels Paulus während seiner Fahrt nach Rom erzählt. Der Schluß des 27. Kapitels der Apostelgeschichte beschreibt den Schiffbruch mit einer Anschaulichkeit, welche die Mühsal und die dem Zufall anheimgegebenen Gefahren des antiken Schiffswesens lebendig vor Augen stellt, zumal am Beginn des Winters und seiner Nordstürme im Ostteil des Mittelmeers. Sie wissen seit Wochen nicht, wo sie sich eigentlich befinden; glauben sich im nächtlichen Dunkel einem Gestade nahe und werfen Anker. In der Frühe erblicken sie das Steilufer, fahren nahe heran und scheitern, indem das Vorderteil des Schiffes auf Klippen aufläuft und das Hinterschiff von der stürmischen See zerbrochen wird, worauf sich die 276 Insassen durch Schwimmen mit Hilfe von Brettern an Land retten. Das 28. Kapitel der Apostelgeschichte fährt fort:

«Und da wir gerettet waren, erfuhren wir, daß die Insel Melite hieß. Die Leutlein aber erzeigten uns nicht geringe Freundschaft, zündeten ein Feuer an und nahmen uns alle auf um des Regens, der über uns kommen war, und um der Kälte willen.

Da aber Paulus einen Haufen Reiser zusammenraffte und legte es aufs Feuer, kam eine Otter von der Hitze hervor und fuhr Paulus an seine Hand. Da aber die Leutlein sahen das Tier an seiner Hand hangen, sprachen sie untereinander: Dieser Mensch muß ein Mörder sein, welchen die Rache nicht leben lässet, ob er gleich dem Meer entgangen ist. Er aber schlenkerte das Tier ins Feuer, und ihm widerfuhr nichts Übles. Sie aber warteten, wenn er schwellen würde oder tot niederfallen. Da sie aber lange warteten und sahen, daß ihm nichts Ungeheures widerfuhr, wandten sie sich und sprachen, er wäre ein Gott.»

Paulus vollbrachte auf Malta verschiedene Heilungen durch Handauflegen und fand großen Zuspruch. Von Bekehrungen wird nicht berichtet, aber gewiß ist die Insel bald christlich geworden. In der nördlich gelegenen Paulusbucht, in die man den berühmten Schiffbruch verlegt hat, finden sich Reste frühchristlicher Kultbauten; und die entschiedene Strenggläubigkeit der Bevölkerung läßt sich vielleicht mit dem Abenteuer des Apostels in Verbindung bringen.

Der große Hafen und die Hauptstadt La Valetta

Uralte Vergangenheit und entschiedenste Gegenwärtigkeit bestimmen überhaupt den Charakter der Insel. Der Anblick des Großen Hafens ist über die Maßen großartig. Durch eine schmale Zufahrt gelangt man unmittelbar in ein verwirrendes System von Buchten, das tief und steil in das Massiv des Hochlandes einschneidet, den Fingern einer Hand vergleichbar. Auf allen Abhängen und Felszungen dazwischen erheben sich hochgebaute Städte, verflochten mit Festungswerken, Arsenalen, Docks, und das Buchtensystem ist erfüllt von ankernden Kriegsschiffen jeden Formats. La Valetta ist ja seit hundert Jahren der stattlichste Kriegshafen Englands, sein stärkster Flottenstützpunkt im Mittelmeer: unbekümmert präsentiert er sich als solcher den Augen jeden Besuchers in blankem Stolz seiner Unbezwingbarkeit. Das größte Dock, das in der Welt für Kriegsschiffe gebaut wurde, findet sich in den Werften von Senglea, La Valetta gegenüber. Und so sind auch die zahllosen Luftangriffe italienischer Geschwader im letzten Weltkriege ohne Erfolg über das mächtige Bollwerk hinweggegangen. Von der Schönheit der Stadt haben sie freilich viel vernichtet, während uns noch der Eindruck eines Besuches in einem der letzten Friedensjahre geblieben ist. An der nordwestlichen Seite des Großen Hafens ragen die Bastionen und die Häusermassen der Hauptstadt La Valetta empor, beides Schöpfungen der Malteserritter aus dem 16. Jahrhundert. Steigt

man vom Hafen die Freitreppen empor zu der gewaltigen Bastion der Baracca Superiore, die mit Arkadengängen, subtropischen Pflanzen und Statuen zu einer trefflichen Aussichtspromenade umgeschaffen ist, überblickt man von hoher Warte die Hauptstadt, in der Tiefe den Hafen und darüber die ihn rings einfassenden Nebenstädte Vittoriosa, Burmela und Senglea samt ihren Forts und Befestigungen: ein überwältigendes Bild, Stadt- und Hafenlandschaft in eins; ein Werk von Jahrhunderten, fortgeführt bis in die neueste Zeit ohne den Nachteil, den Neubauten der Gegenwart alter Schönheit zuzufügen pflegen, da sie den Kern von La Valetta nicht angetastet haben.

Auch La Valetta liegt auf einer Halbinsel, die sich schmal und hoch zwischen zwei Meeresarmen hinausschiebt. Denn auf der anderen Seite fällt das Plateau des «Berges Schebarras», wie der Ort früher hieß, ebenso steil zur Marsa Muscetto hinab, einem ähnlich verzweigten und abermals von Nebenstädten, Forts und Befestigungen umringten Buchtensystem. So daß La Valetta wie eine wahre Königin im Mittelpunkte mannigfacher friedlicher und kriegerischer Konstruktionen thront.

Das Bedeutsame an der Erscheinung ist ihre verhältnismäßige Jugend. Als Hafen zwar wurde der Ort seit undenklichen Zeiten benutzt. Es fanden sich auch Reste eines Tempels der Astarte am Südufer, aber die eigentliche Hauptstadt lag früher im Inneren, Città Vecchia, wohin eine Kleinbahn von der Vorstadt Floriana führt; und die Funde aus prähistorischer und phönikischer Zeit sind in weitem Abstand von La Valetta auf dem Lande gemacht worden. Vielleicht ist auch der an der Südspitze Maltas gelegene Hafen Marsa Scirocco im Altertum der wichtigere Anlegeplatz gewesen. La Valetta ist erst von den Johanniterrittern geschaffen worden, denen 1530 die Insel zufiel.

Schon in der Altertümersammlung des La-Valetta-Museums findet man den größten Teil der entdeckten Schätze neben anschaulichen Modellen der Heiligtümer aus der Steinzeit. Die Malteserritter schonten und pflegten die antiken Überreste; seit dem 16. Jahrhundert sind sie wissenschaftlich erforscht und abgebildet worden. Die erste Publikation geschah 1647 durch F. Abela; im 19. Jahrhundert hatte Caruana das größte Verdienst an ihrer Erforschung, und bis zur Gegenwart reißt die Kette englischer, italienischer und deutscher Untersuchungen über die Altertümer Maltas nicht ab. Außer dem Valetta-Museum, dessen Grundstock die Privatsammlung von Abela bildete, gibt es noch ein kleines Museum in Città Vecchia, in den Ruinen des römischen Hauses, und einige Privatsammlungen.

Fruchtbarkeit der Insel

Tritt man aus der Stadt heraus, findet man sich auf einem sanft gewellten Plateau von felsigem Charakter, in dessen Tälern und Tälchen vor allem die fruchtbare Verwitterungserde sich angesammelt und den Bewohnern den lohnendsten Feldbau ermöglicht hat. Die ganze Fläche, die sich auf Malta bis zur Höhe von 258 m in dem Hügel Bengemma bei Città Vecchia erhebt, auf Gozo bis 226 m, ist hügelig bewegt, mit kleinen Talschluchten, die von der Hochebene sich zu den zahlreichen Buchten hinabsenken; bedeckt mit vielen weißen Dörfern, und dazwischen mit Feldern, die von losen Steinmauern eingefaßt werden. Die Fruchtbarkeit des Bodens — von dem man ein Drittel nackter Felsbildung abziehen muß — und das subtropische, dem nordafrikanischen ähnelnde Klima erlauben 2 bis 3 Ernten im Jahre, und das ohne Düngung. Berühmt sind die Frühkartoffeln, dazu kommen Tomaten, Weizen und Klee; von Fruchtbäumen gibt es, wie auf Sizilien, vor allem Agrumen, Granaten, Feigen, auch Pfirsiche, Weintrauben und etwas Baumwolle; diese verdankt Malta wohl erst den Arabern, die die Insel 869 n. Chr. eroberten und sie, wie Sizilien, an ihrer damals blühenden Kultur teilnehmen ließen. Die außerordentliche Ergiebigkeit des Bodens, die handwerkliche Betriebsamkeit und die Vorteile von Handel und britischer Besatzung haben die Bevölkerungsdichte, die zu allen Zeiten beträchtlich war, zu einer ungewöhnlichen Höhe gesteigert. Die 316 qkm der Inseln trugen 1937 an 264000 Einwohner; das bedeutet also 737 Personen auf den Quadratkilometer.

Die künstlichen Bewässerungsanlagen entstammen einer frühen Zeit, da sie bei der Trockenheit des Klimas sich als Notwendigkeit für die Besiedlung erwiesen. Von Haustieren bemerkt man auf den Inseln nur Schafe und Ziegen. Sie bilden auch in den Straßen von La Valetta eine unvermeidliche Staffage; Ziegenherden klettern die Stufen der Seitensträßchen auf und nieder und werden vor den Haustüren, da wo man ihrer Milch bedarf, von ihren Hütern unbefangen in die dargereichten Gefäße gemolken.

Die megalithischen Heiligtümer

An einigen Stellen im Süden von Malta und auf Gozo sind hypäthrale Heiligtümer als früheste Zeugen der Mittelmeerkultur entdeckt und in ihren alten Zustand versetzt worden. Die ursprüngliche Form aus dem dritten Jahrtausend v. Chr. stellt die Gigantia bei dem Dorfe Saghra auf Gozo dar; die größte, durch spätere Veränderungen komplizierte und darum wohl noch instruktivere: Hagar Kim nahe der Südspitze Maltas, dazu die kleinere Mnaidria bei dem Dorfe Krendi, beide von La Valetta unschwer zu erreichen. Die eine kurze Strecke südlich von der Stadt entfernte Anlage von *Hal Saflieni*, dem alten Vorbilde folgend, aber mit zwei Stockwerken unterirdisch in den Fels vertieft, entstammt einer späteren Epoche des Neolithikum, um 1500, der Zeit des mittelminoischen Reiches, das seinen Einfluß auch bis hierher erstreckte.

Die Anlagen des dritten Jahrtausends zeigen innerhalb einer größeren Steinumwallung eine Art von ovalen Doppelzimmern mit einer Rundnische als apsidenartigem Schluß. Sie sind als bloße Umfassungsmauern unter freiem Himmel hergestellt durch Orthostaten, aufrechtstehende, gut aneinandergefügte Stein-

platten in etwa doppelter Mannesgröße. Bisweilen zeigen sich Ansätze zu falschem Gewölbe, aber niemals sind die Kammern überwölbt gewesen. Ihr Inneres enthält kleine Dolmen, aufrechtstehende Steinpfeiler, Steinkisten und in die Wand vertiefte viereckige Nischen.

Viel komplizierter ist das Heiligtum von *Hagar Kim* infolge späterer Umänderungen und Erweiterungen, die zwei Seiten der alten Anlage durchbrochen und weitere Kammern angefügt haben, so daß deren Zahl auf sieben stieg und ein unübersichtliches Labyrinth entstand. Vermutlich geschahen die Erweiterungen im Lauf des zweiten Jahrtausends v.Chr.; und hier sind, wie in dem späteren Hal Saflieni, auch Statuetten und Tongefäße gefunden worden aus der Zeit um 1500 v.Chr.

Diese himmeloffenen Riesenkammern dienten ursprünglich als Ossarien, Gebeinhäuser, in welche die Knochen aus den eigentlichen Gräbern gesammelt wurden. Die halbrunden Apsiden im Hintergrunde und die Steinkisten waren zu ihren Behältern bestimmt. Die Kammern und halbkreisförmig vorgelegten Vorhöfe dienten dem Totenkult. Man weiß aus den verschiedensten Ländern, welche Wichtigkeit die Zeremonien für den Dienst der Gestorbenen im Leben der Steinzeitmenschen eingenommen haben.

Aus den Begräbnisstätten wurden Heiligtümer; die Toten wurden in Gestalt viereckiger Steinpfeiler verehrt, die sich hier und da erhalten haben.

Mit seinen ungedeckten Kultstätten steht Malta keineswegs allein da. Es bestehen grundsätzliche Verwandtschaften mit den sogenannten Gigantengräbern auf Sardinien, wo gleichfalls Totenkult und Heiligtum vereinigt sind. Nicht minder besitzen die Navetas und die sogenannten Hauptgebäude der neolithischen «Städte» auf den Balearen enge Verwandtschaft mit Malta. Dabei ist auch an Beeinflussung durch altkretische Kultur zu denken; die aufrechtstehenden Pfeiler als Sitz von Gottheiten, die sorgfältige Technik der Mauern durch lotrecht gestellte, dicht aneinander gefügte Steinplatten und die Form der monolithen Altäre mit überkragender Hohlkehle: dies alles verbürgt eine Beziehung der Malteser zur minoischen Frühkunst.

Doch dürfte ihre Herkunft nicht direkt von Kreta herzuschreiben sein. Der Gesamtbereich der steinzeitlichen Inselkultur scheint aus Libyen zu stammen, von wo die Bevölkerung von Malta, Sardinien, den Balearen und Südspanien eingewandert ist. In Tunesien und Algier finden sich die Ursprünge der von einem Steinkreis umgebenen Grabkammern, die auf den Inseln weitergebildet wurden.

Am merkwürdigsten mutet die jüngere Nekropole von *Hal Saflieni* südlich von La Valetta an, weil sie in zwei Stockwerken tief in den Felsboden gehöhlt ist. Sie enthält in einem Stockwerk sechs umfängliche Räume mit den bekannten Rundnischen, und hier sind auch bei der Aufdeckung im Jahre 1904 die Steinfigürchen, Töpfereien und weiblichen Statuetten gefunden worden, denen in der Kykladenkultur und der frühminoischen Epoche Kretas ähnliche Funde entsprechen. Am bekanntesten sind die Statuetten, die einen weiblichen Idealtyp von unmäßiger Fülle darstellen. Man nennt ihn nach dem hervorstechendsten Körperteil steatopygisch. Es sind aus Kalkstein, Alabaster oder Ton modellierte hockende, stehende oder auf einer Art Bettgestell schlafende Weiber, nackt oder am Unterkörper mit Röcken bekleidet. Die Ähnlichkeit mit kretischen Geschöpfen besagt wahrscheinlich weniger als die Herkunft als altlibyschem Kulturbereich Nordafrikas, wohin die Vorliebe für eine gemästete Formenfülle sie verweist.

Noch deutlicher wird die Beziehung zu Libyen bei den Tongefäßen, deren Art zwar mit Keramiken der frühen Broncezeit aus Sardinien und Südspanien gemeinschaften aufweist, unmittelbar aber auf Nordafrika deutet, wo sich noch heute die Kabylen Algeriens der gleichen Formen bei ihren Töpfen bedienen.

Daß die Urbevölkerung Maltas und ihre megalithische Kultur zu Afrika gehört und nicht zu dem viel näheren Sizilien, beweist die grundsätzliche Verschiedenheit ihrer architektonischen und Gebrauchsformen. Kulturell geht der Schnitt zwischen Malta und Sizilien, und noch heute sind Spuren davon vorhanden.

Hier wäre auch der Ort, jener merkwürdigen Namen zu gedenken, die bei den Ortsbezeichnungen Maltas auffallen. Sie entstammen einer Sprachwelt, die dem Norden Afrikas zugehört. Die Sprachenfrage ist eines der schwierigsten Probleme des gegenwärtigen Malta. Die gebildeten Einwohner bedienen sich des Italienischen, und ebenso die Schriften und Verhandlungen in Gericht und Kirche: daraus leiten sie ihre Zugehörigkeit zu Italien und ihre politische Irredenta her. Es bedeutet aber keineswegs, daß Malta jederzeit zur italienischen Kulturzone gehört habe. Die Sprache des Volkes ist ohne Zweifel Maltesisch, das ist eine Mischsprache aus altsemitischen, berberischen Grundelementen mit Zusätzen aus lateinisch-italienischen Bereichen. Beide Sprachstoffe halten sich etwa die Waage. Am deutlichsten ist das Altlibysche wohl in den Ortsbezeichnungen ausgedrückt, die uns unvergleichlich fremdartig anmuten. Die Ursprache nahm von allen Völkern, die als Herren der Inseln auftraten, Lehnwörter auf, von den Römern und Arabern angefangen bis zu den Italienern; und zu diesen besitzt das Maltesische schließlich und naturgemäß die nächste Verwandtschaft. Ein kompliziertes und unentwirrbares Sprachenkonglomerat!

Phönikier, Karthager und Römer

In geschichtlich helleres Licht traten die Schicksale Maltas mit dem Auftauchen der Phönikier im westlichen Mittelmeer. Die Männer von Tyrus und Sidon konnten sich erst nach dem endgültigen Sturz des seemächtigen Kreta im 13. Jahrhundert v.Chr. freier regen und ihre Fahrten über Cypern und Griechenland ins westliche Mittelmeer ausdehnen. Nicht vor dem 9. Jahrhundert finden wir sie als Gründer von Kolonien

an der tunesischen Küste; ihre älteste Stadt war Utica, und so mögen sie auch im 9. oder 8. Jahrhundert auf Malta Fuß gefaßt haben. Ersten Zufluchtstätten in den Hafenbuchten folgten Handelskontore und Heiligtümer, wie der berühmt gewordene Tempel der Hera-Astrate am Großen Hafen. Dann kam die politische Besitzergreifung und Unterjochung der Ureinwohner. Die phönikische Hauptstadt wurde *Meliteso*, von ihnen genannt wie die ganze Insel — auf dem Hügel des heutigen Città Vecchia im Mittelpunkt der Insel. Gozo nannten sie *Gaulos* nach der rundlich ausgebauchten Form ihrer eigenen Lastschiffe. Um 700 v.Chr. saßen sie bereits sicher auf Malta und so selbständig, daß sie von hier aus die Kolonie Achulla im Tunesischen gründen konnten. Sie pflegten direkte Beziehungen zu Cypern und Ägypten, worauf die strengen Formen ihrer Skulpturen aus Kalkstein deuten. Man hat weibliche Gewandfiguren dieses ägyptisierenden Stils gefunden, stehend mit eng anliegenden Armen und phönikischem Typ der Köpfe; Terrakottafiguren mit Anklängen an cyprische Skulptur, und vor allem Felsgräber der gleichen Art wie die punischen Nekropolen in Karthago, und Tonsarkophage in anthropoider Form, in Umrissen weiblicher Körper: Anzeichen einer bedeutenden und selbständigen Skulptur.

Als zwischen 409 und 405 v.Chr. Akragas und die übrigen Griechenstädte an der sizilischen Südküste in erbittertem Ringen erobert und zerstört wurden, bemächtigten sich die Punier auch Maltas als des Vorhofes von Sizilien, und Melite wie Gaulos wurden untertänige Gemeinden. Doch behielten sie, als Blutsverwandte Karthagos, Berechtigung zum Handelsverkehr mit Fremden, worauf die große Handelsstadt sonst sehr eifersüchtig war, und auch eigenes Münzrecht. Nach dem Muster der Metropole enthielt die maltesische Verfassung Volksgemeinde und Stadtrat mit zwei Suffeten. Von dem ständig wachsenden Reichtum der im Frieden wohl gedeihenden Inseln zeugen noch Reste stattlicher, aus großen Steinquadern gebauter Wohnhäuser, deren Fassaden mit der ägyptischen Hohlkehle gekrönt waren; ein Zeichen, wie maßgebend das Vorbild Ägyptens in der Mittelmeerkultur blieb. Von der Sorgfalt des Feldbaues künden ihre mit Platten gedeckten in den Fels vertieften Zisternen. Berühmt waren die Webereien der Malteser, vor allem sehr feine durchsichtige Stoffe für Frauenkleidung. Handelsbeziehungen mit Afrika, Sizilien und Groß-Griechenland erhöhten ihren Lebensstand. Allmählich drang auch das hellenische Element in Malta ein, stärker freilich erst, als die Herrschaft Roms die der Karthager ablöste.

Denn nachdem schon im ersten punischen Kriege Malta wiederholt umkämpft worden war, eroberten die Römer 218 v.Chr. die Inseln und teilten sie ihrer Provinz Sizilien zu. Auch diesmal wurde die Oberhoheit in gelinderer Form ausgeübt: Malta wurde «Bundesgenosse» der siegreichen Stadt mit Autonomie der Gemeinden. Und wenn auch die überhandnehmende Seeräuberei und raubgierige Procuratoren (wie der durch Ciceros Anklagen berühmt gewordene Verres) ihren Wohlstand zeitweise arg bedrängten, so gediehen sie doch nach wie vor unter einem wenig unterbrochenen Frieden weiter. Griechisches Wesen, griechische Kultur trat gleichberechtigt neben die ältere der Phönikier.

Kaiser Karl V. und die Johanniter

Mit dem Einbruch der Völkerwanderung ging das friedliche Wohlsein auf Malta zu Ende. Im 5. Jahrhundert n.Chr. begannen die Germanenzüge ans Mittelmeer; Vandalen, Ostgoten, Byzantiner bemächtigten sich nacheinander der Inseln. Die Byzantiner zumal verstanden sich auf das Aussaugen ihrer Untertanen; was sie übrig ließen, raubten bald die berberischen Piraten, die sogar zeitweilig auf Malta Winterquartiere bezogen. Im Jahre 859 legten die Araber aus Nordafrika auf Malta Beschlag, und gegen Ende des 11. Jahrhunderts kam mit der Eroberung durch den Normannen Roger I., den Bruder Robert Guiskards, wieder eine europäische Macht in den Besitz Siziliens und damit Maltas. Eine neue Blüteperiode setzte ein, wie für Süditalien so auch für die arg mitgenommenen, an Bevölkerungszahl reduzierten Inseln, die seit der Herrschaft der Normannen wieder in enger politischer Verbindung mit Sizilien ihr Glück fanden. In dieser Zeit nahm die maltesische Sprache auch die Elemente aus Süditalien auf, die sie seither gewandelt und beherrscht haben.

Indessen machte sich immer von neuem die barbareske Seeräuberei empfindlich bemerkbar. Im Anfang des 16. Jahrhunderts waren ihre Raubzüge für die europäischen Küsten und Inseln so bedrohlich geworden, daß Karl V., der ja auch Herrscher Süditaliens war, sich genötigt sah, mehrere Kreuzzüge gegen Tunis und dessen Piratenhäuptling Chaireddin Barbarossa zu unternehmen. Beide Expeditionen, in den Jahren 1535 und 1541, hatten keinen Erfolg, ja die zweite scheiterte bereits im Anfangsstadium an den Folgen heftiger Stürme.

Schon vorher hatte der Kaiser die Malteser Inseln dem Johanniterorden übergeben, um an ihnen eine feste Stütze gegen die übergreifenden Osmanen zu gewinnen. Die Ritter hätten zwar lieber Syrakus erhalten, nachdem sie von Rhodos vertrieben worden waren; denn Malta bot einen erbarmungswürdigen Anblick, heruntergekommen und verelendet, mit einer auf 12000 Köpfe gesunkenen verhungerten Bevölkerung auf der Hauptinsel, nebst 5000 auf Gozo. Aber der Großmeister Philippe Villiers de l'Isle Adam, ein weitblickender Staatsmann, erkannte die strategische Wichtigkeit Maltas für den Kampf gegen die Türken, und so wurde der Johanniterorden am 24. März 1530 von Karl V. mit Malta belehnt und faßte festen Fuß auf dem kleinen Eiland.

Der Ritterorden des heiligen Johannes, Milites hospitales Sancti Joanni Hierosolomitani, war im Jahre 1070 von Kaufleuten aus dem damals seemäch-

tigen und höchst streitbaren Amalfi gegründet worden, um in Jerusalem für christliche Pilger zu sorgen. 1113 wurde er von Papst Paschalis bestätigt als eine halb mönchische, halb ritterliche Gesellschaft zum Kampf gegen die Ungläubigen und zur Pflege charitativer Tugenden. Es gab drei Klassen: Ritter, Priester und dienende Brüder, und ihre sozialen Verdienste überragen vielleicht noch ihre militärischen. Sie bestanden in Aufnahme und Pflege von Kranken, Sorge für Kinder im Findelhaus, Fürsorge für Kriegsgefangene.

Im Jahre 1187 mußten sie nach dem Verlust Jerusalems ihren Sitz nach Akkon verlegen, später nach Cypern und 1310 nach dem von ihnen eroberten Rhodos. Die schweren Kämpfe, die sie dort fortgesetzt mit den Türken zu führen hatten, endigten 1522 mit der Eroberung von Rhodos durch den Sultan Soliman II. Ihr Rückzug auf Malta bezeichnete nun den äußersten Punkt im Westen (außerhalb Afrikas), bis zu dem die kriegerische Wut der Osmanen die Christen zurückgedrängt hatte.

Karl V. hat ihnen Malta (nebst Tripolis, das nicht ihm gehörte, sondern den Arabern) keineswegs als Eigentum geschenkt, sondern als freiadliges Lehen unter sizilianischer Oberhoheit. Als Zeichen seiner Lehnspflicht mußte der Orden dem König oder Vizekönig beider Sizilien jährlich einen abgerichteten Jagdfalken übersenden. Dazu kam ein Eidschwur, niemals dulden zu wollen, daß Malteser Untertanen die Waffen gegen den König ergriffen. Jeder Großmeister mußte sich beim Antritt seiner Regierung vom Vizekönig neu belehnen lassen, und den Bischof der Insel zu ernennen, blieb ein Reservatrecht des Herrschers; jener fungierte als sein Vertreter im Generalkapitel und Staatsconseil.

Es gab im Johanniterorden seit alters acht «Linguae», Sprachen, die auch mit undeutlicher Beziehung als Nationen zu bezeichnen wären: drei französische nach frühmittelalterlicher Unterscheidung in France, Auvergne und Provence, und diese machten meist über die Hälfte der Ritter aus; sodann Castilien und Portugal zusammen (was ja nicht minder auf einen altertümlichen Zusammenhang weist), Aragon, Italien, England und Deutschland. Die englische Zunge wurde schon in den dreißiger Jahren infolge des Konflikts Heinrichs VIII. mit der Kurie eingezogen. Den maltesischen Einwohnern selbst war es verwehrt, in den Orden einzutreten; es gab innerhalb des Ordens ohnehin schon Schwierigkeiten und Reibereien genug wegen der nationalen Unterschiede, in denen sich ständig die Konflikte der europäischen Mächte widerspiegelten.

Die Verteidigung gegen die Türken

Die erste Zeit nach der Besitznahme durch den Orden verlief friedlich; Malta konnte sich von seiner Verarmung langsam erholen. Die Türken aber rüsteten zum Kampf gegen das Bollwerk der verhaßten Johanniter. Am 18. Mai 1565 brach der Sturm los; mit vielfacher Übermacht begannen sie den Angriff auf Malta.

Der Orden zählte damals 474 Ritter, dazu kamen über 8000 Bewaffnete aller Art, maltesische Miliz und Freiwillige, hauptsächlich waren es Italiener. Man hatte erst in der letzten Zeit sich darauf besonnen, Befestigungen anzulegen, und es fehlte nicht viel, daß den Türken ihr Unternehmen gelungen und daß sie Malta erobert hätten wie Rhodos. Aber die Tapferkeit der Besatzung unter Führung des Großmeisters Jean Carisot de La Valette schlug alle Stürme ab. Es ging dabei auf beiden Seiten wild zu, wie es zwischen Orient und Abendland leider stets Sitte gewesen war. Die Türken enthaupteten die Gefangenen, spießten ihre Köpfe auf Stangen und banden die Leichname auf Holzkreuze, um sie den Belagerten schwimmend zuzutreiben. Die Christen ihrerseits luden die abgeschlagenen Köpfe ihrer Gefangenen in Kanonen und schossen sie ins feindliche Lager.

Die Malteser hätten sich am Ende doch nicht halten können, wenn der Vizekönig von Sizilien nicht Verstärkungen gesandt hätte. Am 8. September 1565 hoben die Türken die Belagerung auf und zogen ruhmlos ab.

Der Bau von La Valetta

Jetzt konnten Malta und sein Orden sich aufatmend ihrer Gemeinschaft erfreuen und an die notwendigen Werke des Friedens gehen. Eine Zeit des Glanzes hob an, und es war nur natürlich, daß sich der Aufschwung der Seelen in einer großartigen Bautätigkeit manifestierte. Im Jahre 1566 bereits wurde die neue Hauptstadt auf dem Berge Schebarras zwischen den beiden Häfen gegründet unter dem Namen des siegreichen Großmeisters *La Valetta*. Was heute noch dem Besucher entgegentritt und ihn zu schrankenloser Bewunderung hinreißt, ist das Werk jener heroischen Jahrzehnte. Es ist nicht allein die Geschlossenheit des frühbarocken Stils, der in La Valetta mit imposanter Mächtigkeit auftritt: unverkennbar spürt man die seelische Erhebung nach einer Errettung aus höchster Not, die sich in den Straßen und Bauten der Johannitergründung offenbart und ihnen den Stempel wahrer Größe aufgedrückt hat.

Die Höhendifferenzen des Felsenplateaus, das die langgestreckte Halbinsel füllt, ihr starker Abfall nach den beiderseitigen Meerbusen sind von einer souveränen Kunst des Stadtbaues benutzt worden, um eine nicht wiederholbare Anlage zu schaffen. Der ganze Raum ist, nicht achtend seiner heftigen Bodenschwellungen, mit rechtwinklig sich schneidenden Straßen überzogen, und diese sind parallel über Täler und Abhänge hinweggeführt. Straßen und Gassen eröffnen die erstaunlichsten Perspektiven, und wo die Neigung zu steil wird, sind sie mit Treppen gefüllt und ausschließlich den Fußgängern vorbehalten. So wurde die widerstrebende Natur in den Charakter eines absoluten Barock hineingezwungen und monumentalisiert.

Die Häuser und Paläste, welche ohne Unterbrechung die meist schmalen Straßenfluchten einfassen,

betonen durch ihre Höhe und Gleichartigkeit die Strenge des stadtbaulichen Prinzips. Wichtige Stellen sind durch Aussparen von Plätzen betont, als den Brennpunkten des städtischen Lebens, der Strada Reale folgend, die auf dem Höhenrücken die Stadt durchschneidet; so am Dom, am Großmeisterpalast, am westlichen Ausgang der Porta Reale, wo der Palazzo Castilliana die Situation mit königlichen Formen beherrscht. Diese gehören zum Allerschönsten barocker Platzgestaltung. Der Schwung der talabschießenden und wieder ansteigenden Straßenfluchten bildet ihre im Gegensätzlichen großartige Ergänzung.

Die Monumentalbauten führen durchweg den großen Gedanken im Einzelnen fort. In den meisterhaften Fassaden des isoliert stehenden Palazzo Castilliana von 1744 mit ihrer kubisch betonten Mächtigkeit spiegeln sich noch völlig die monumentalen Verhältnisse römischer Palazzi aus dem 16. Jahrhundert wider. Mit seinem prunkenden Reichtum hält dieser Bau gleichsam die Wacht am Westende der Stadt, zwischen ihr und der Vorstadt Floriana.

Das Großmeisterschloß gehört in die Zeit der Stadtgründung. Es wurde 1573 bis 1577 von Girolamo Cassar erbaut. Die breitgelagerte Gemessenheit seiner Fassadenflächen wird lediglich von zwei Portalen unterbrochen, deren einziger aber ausdrucksvoller Schmuck in paarweise gekuppelten Rustikasäulen besteht. Es enthält eine Waffensammlung, ein «Zeughaus», das auch der jedem Militärischen Abholde mit Bewunderung mustern wird: die Rüstungen, Schwerter, Musketen und was in früheren Jahrhunderten zur Türkenabwehr gedient haben mag, sind künstlerisch vollendet und mit so großartiger Haltung und Raumverschwendung und in einer so prachtvollen Halle angeordnet, daß man hier den Kriegsgeist des Ordens in seiner edelsten Form empfindet. Schade, daß Schiller diesen Waffensaal nicht gesehen hat. Der Eindruck hätte ihn wohl zur Ausführung seines Malteserdramas anregen können von dem wir leider wenig mehr als die Andeutungen in seinem Briefwechsel mit Goethe besitzen.

Der bedeutendste Bau ist gleichwohl die Kathedrale S. Giovanni, in den gleichen Jahren von demselben Cassar erbaut. Ihre mit zwei klotzigen Türmen bewehrte Fassade drückt noch deutlicher als ihr Inneres den Geist der Gegenreformation aus, jene nüchterne Entschlossenheit, das Äußerste mit Schlichtheit zu sagen. Das Innere erinnert an die Michaelskirche in München. Cassar hat damit einen der schönsten Innenräume des Frühbarock geschaffen. Ein hochgeschwungenes Tonnengewölbe mit Gurten überspannt den mächtigen Raum. Dazu kommen acht Seitenkapellen, ebenfalls tonnenüberwölbt, gegen das Hauptschiff aber horizontal geschlossen — Sonderkapellen der Nationen des Johanniterordens, mit prachtvollen Barockgräbern gefüllt. Ein merkwürdiger Eindruck kommt von dem Bodenbelag der Kirche, der aus vierhundert Grabplatten von Malteserrittern besteht. Sie sind in farbiger Marmorinkrustation durchgeführt; gleich groß und in gleicher Gestalt bedecken sie lückenlos den Boden im Schiff und sämtlichen Nebenräumen. Ihre ornamentale Schönheit spricht von aristokratischem Machtgefühl, von einem edlen Stolz, der für seine Kriegerwürde die adlige Form der Gleichheit ihres Todessymbols gefunden hat.

Die alte Phönikerstadt Melite im Innern, heute Città Vecchia, auf einem steil abfallenden Hügel gelegen, hat die Aufmerksamkeit der Johanniter nicht im gleichen Maße gefunden. Ihr Kern, Notabile (auf Maltesisch Medina genannt), wurde von ihnen stark befestigt. Hier gibt es noch einige Reste aus antiker Zeit, einen Tempel des Apollo und einen der Astarte, vor allem ein römisches Wohnhaus auf dem Terrain zwischen Notabile und dem Vorort Rabat, mit einem von Säulen umgebenen Peristyl, Mosaiken und Statuen. Die bedeutendste Nekropole aus phönikischer Zeit findet sich südlich von Melite mit Schacht- und Baldachingräbern; auch eine Katakombe aus byzantinischer Zeit.

Der Niedergang des Malteserordens

Der Glanz des Malteserordens hielt nach außen hin bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts vor, aber innerlich zersetzte er sich in dem Maße, wie er mit dem Schwinden der Türkengefahr sein Ziel und seine Bedeutung einbüßte. Noch einmal raffte er sich zu eigenen Kriegstaten auf, als die Erfolge Prinz Eugens ihm dazu Veranlassung gaben. Unter dem Großmeister Ramon Perellos y Roccafull im Jahre 1715 beschloß ein großer Konvent von 1500 Rittern, vier Linienschiffe zu bauen und an den Kämpfen im ägäischen Meere teilzunehmen, ja man eroberte tatsächlich die Insel Chios.

Aber Verweichlichung und Sittenverderbnis hatten schon im 17. Jahrhundert überhandgenommen. Die «Karawanen», Kriegszüge der Galeeren gegen die afrikanischen Piraten, arteten in reine Beutezüge aus, auf denen sich die Teilnehmer und der Orden bereicherten. Als Bedingung der Aufnahme war die Teilnahme an einer Anzahl von «Karawanen» mit soldatischem Dienst gegen die Ungläubigen vorgeschrieben. Als aber die Karawanen schließlich zu bloßen Vergnügungsfahrten herabsanken, bei denen man die Hafenstädte am Mittelmeer besuchte und ein gutes Leben führte, konnte kein Malteserritter mehr etwas von dem Ethos und Kampfgeist aufbringen, der den Orden noch im 16. Jahrhundert beseelt hatte. In seinen Memoiren schrieb Napoleon von ihnen: «Sie taten nichts und waren keine Menschen von Nutzen.» Malta wurde seit 1632 einer der größten Sklavenmärkte und rivalisierte schmählich mit den Barbaresken, die in Bengasi, Tunis und Algier ihre Gefangenen versteigerten.

Wachsender Reichtum bei mangelnder Gelegenheit, sich zu betätigen, muß unvermeidlich zum Verfall jeder Gemeinschaft führen. Dies war auch das Schicksal der Johanniter, deren Ordensvermögen durch mannigfaltige Erwerbungen aus Zöllen, festländischen Kommenden, Erbschaften ins Riesenhafte

anwuchs, so daß sein jährliches Einkommen an zwanzig Millionen Franken betrug, die Hofhaltung des Großmeisters mit achthunderttausend Franken im Jahre sich mit den üppigsten Herrschersitzen Europas vergleichen durfte. Gleich den höheren Posten in staatlicher und kirchlicher Hierarchie in den meisten Ländern Europas war die Mitgliedschaft des Malteserordens zu einer Sinekure für jüngere Söhne des europäischen Adels geworden.

Als Zeichen für die Erbitterung des Volkes und revolutionäres Menetekel mußte ein Aufstand der maltesischen Bevölkerung gegen die Ordensherrschaft im Jahre 1775 angesehen werden, den die einheimische Geistlichkeit leitete. Er wurde allerdings von den Soldtruppen des Ordens niedergeschlagen, ebenso wie eine Verschwörung gegen den Großmeister Francisco Ximenes de Texada, die innerhalb der uneinigen und längst des Gehorsams entwöhnten Ritterschaft selber ausgebrochen war.

So kam denn die französische Revolution als eine gerechte Katastrophe auch über den Malteserorden. Die Nationalversammlung in Paris hob ihn für Frankreich auf und beschlagnahmte seine ungeheuren Besitzungen, nachdem er die Flucht Ludwigs XVI. nach Varennes mit einem beträchtlichen Darlehen finanziert hatte.

Am 6. Juni 1798 erschien Napoleon mit seiner Flotte auf dem Wege nach Ägypten vor Malta und forderte zunächst Einlassung in den Hafen, unter dem Vorwand, Wasser einnehmen zu müssen. Der letzte Großmeister Ferdinand Freiherr von Hompesch war zugleich der erste aus deutschem Stamm; ein alter, unfähiger Mann, dessen Schwächlichkeit einer solchen Mutprobe nicht gewachsen war. Außerdem hatte Napoleon durch Bestechung die Partei der französischen Ritter für sich gewonnen und die Malteser Bevölkerung durch Versprechungen aufgewiegelt. Trotzdem setzte sich im Konvent zunächst die Meinung derer durch, die an Verteidigung dachten. Aber eine kurze Kanonade und die stürmische Forderung des Malteser Volkes, das mit einer Deputation auf Übergabe drängte, hatte den Erfolg, daß eine Abordnung unter Anführung des Komturs Bosredon de Rousijat am 12. Juni auf das Admiralschiff «Orient» geschickt wurde, um dort eine Kapitulation zu unterzeichnen, die außer dem Verzicht auf Souveränität auch die Übergabe aller Eigentumsrechte des Ordens an die französische Republik umfaßte. Die Schätze, Waffen und Befestigungen des Ordens fielen an die Sieger, die Ritter hatten am 18. Juni die Insel zu verlassen, und der Hochmeister wurde unter Eskorte nach Triest verbracht, ohne mehr mitnehmen zu dürfen, als die drei vorzüglichsten Reliquien der Insel — welch ein Hohn zu der Schande!

Am 21. Juni schiffte sich Bonaparte wieder ein. In der kurzen Zwischenzeit waren die Kirchen ausgeplündert und ihre Kostbarkeiten nach Frankreich geschleppt worden. Und so war es kein Wunder, daß sich am 3. September die Bevölkerung unter Führung des Klerus gegen die französische Besatzung erhob. Ihre Erbitterung über den Raub ihrer Heiligtümer hatte sich so lange geduldet, bis die Nachricht von der Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir nach Malta gelangt war. Da sie aber allein nicht imstande waren, der viertausend Franzosen Herr zu werden, schickten sie nach Neapel zu dem König beider Sizilien. Nelson befand sich bereits dort am bourbonischen Hof, als Held von Abukir maßlos gefeiert. Er war anscheinend größer als Admiral denn als englischer Staatsmann, denn er erkannte keineswegs den strategischen Vorteil der Situation und schrieb am 8. Oktober an seine Regierung, daß Malta dem König von Neapel gehöre und für ihn kein Interesse habe; was er auch noch Anfang des nächsten Jahres in offiziellen Erklärungen wiederholte.

Indessen mußte er sich auf Befehl seiner Regierung mit einer gemischten englisch-sizilischen Flotte nach Malta aufmachen und langte dort am 27. Oktober an, empfand aber so wenig Neigung zu dem aufgezwungenen Abenteuer, daß er die Durchführung der Blokkade dem Kapitän Ball übertrug und selber nach Neapel zurückkehrte, wohin ihn allerdings weit lebhaftere Anziehungsobjekte in Gestalt der berühmten Lady Hamilton zogen.

Kapitän Ball, der sich von einem maltesischen Nationalrat zum Gouverneur ernennen ließ, beendete am 4. September 1800 die Blockade der französischen Besatzung durch ihre Kapitulation. Die Franzosen verschwanden, die Engländer zogen als Sieger ein und besetzten die Bastionen.

Sie haben Malta bis heute als wichtigste Stellung zwischen Gibraltar und Ägypten in Händen behalten. der Friede von Paris 1814 bestätigte ausdrücklich ihren Besitz. Seinen wahren Wert erhielt er erst mit dem Bau des Suezkanals. Man möchte an einen sechsten Sinn der englischen Politik glauben, wenn man die Karte des Mittelmeers betrachtet und bemerkt, daß Malta an sich nur mehr ein Anhängsel an Sizilien schien, daß es aber mit dem historischen Moment, da der Suezkanal den Weg nach Indien um die Hälfte abkürzte, zu einem unschätzbaren Stützpunkt für die Besitzer von Ägypten und Indien wurde. Erst jetzt wurde die Insel zu der uneinnehmbaren Seefestung ausgebaut, die sich in jeder politischen Lage bewährt hat. Erst jetzt aber begannen auch die Reibungsflächen zwischen den englischen Herren und den nach Italien tendierenden Bewohnern Maltas allmählich hervorzutreten.

England machte von Anfang an dem Bedürfnis der Insulaner nach Autonomie (das seit dem Normannen Roger in den jeweils üblichen Grenzen befriedigt worden war) die Zugeständnisse, die mit seiner Oberherrschaft im Mittelmeer vereinbar waren. Sie wurde in kluger Anpassung an die allgemeinen Verhältnisse Europas geändert, die Zügel bald nachgelassen, bald schärfer angezogen, je nachdem der Druck der öffentlichen Meinung oder das Bedürfnis eigener Sicherheit den Ausschlag gab. Als Malta sich im Weltkriege von

1914, dem Beispiel Italiens folgend, ganz auf der Seite Englands gehalten hatte, bekam es 1921 eine neuzeitliche Verfassung mit einem Zweikammersystem und einer daraus hervorgehenden Parteienregierung. Die lebhaften Schwankungen, denen das Verhältnis zwischen Engländern und Maltesern in den folgenden Jahrzehnten bis zum Zweiten Weltkriege ausgesetzt war, und die sich in Unruhen, Suspendieren von Verfassungen und Parlamenten, ihrem Wiedereinsetzen und dem entsprechenden Funktionieren der Volkswahlen äußerten, entsprachen fast genau dem Auf und Ab der politischen Krisen. Sie entsprachen vor allem dem Verhältnis zwischen dem britischen Reich zu Italien, dem Vatikan und dem Faschismus: immer wenn die irredentistische Bewegung, von italienischen Erfolgen angeregt, sich hob, wenn der Klerus in Konflikte mit London geriet, traten Erlasse gegen italienische Sprache und den Katholizismus auf den Plan; sobald England sich mit Italien gut stand, wurde auch in Malta die Verfassung wieder in Gang gesetzt

Wunderliche Verflechtung der Verhältnisse! Die Malteser standen keineswegs wie ein Mann für den Zusammenhang mit Italien ein. Es gab eine starke englandfreundliche Partei, die sogar zwischen 1927 und 1932 die Regierung besaß. Im Grunde waren es nur die Gebildeten, unter Führung des einflußreichen Klerus, die in Italien ihre kulturelle Heimat sahen und eine Vereinigung mit dem Königreich wünschten, während das niedere Volk sich unter englischer Herrschaft wohl fühlte. Es hatte auch Grund dazu. Das wirtschaftliche Gedeihen hing in erheblichem Umfang von den Engländern, ihrer immer zahlreicher werdenden Besatzung und den umfänglichen Arbeiten ab, die für Befestigung und Unterbringung der Soldaten geleistet wurden, wozu noch der starke internationale Schiffsverkehr im Hafen kam. Bei einem jährlichen Überschuß von etwa zweitausendachthundert Menschen wuchsen Volkszahl und Wohlstand von Jahr zu Jahr; der Überfluß verteilte sich durch eine kräftige Auswanderung auf die Küsten des Mittelmeers und in englische Dominien bis nach Australien, wo man die Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit der Malteser wohl zu schätzen wußte.

Durch den letzten Weltkrieg ist die kleine Insel, die bis dahin nicht viel Aufmerksamkeit erregt hatte, in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses gerückt. Zahllose Luftangriffe italienischer Geschwader sind seit dem Juni 1940 über Malta hinweggegangen. Daß sie keinen militärischen Erfolg buchen konnten, daß trotz der äußerst gefährdeten Lage Maltas zwischen Sizilien und Tripolis, in größter Nähe italienischer Luftstützpunkte, von einer Eroberung nicht die Rede war, vernahmen wir eindeutig auch von italienischer Seite.

Fünftausend Jahre wechselvoller Geschichte sind über Malta hinweggegangen. Fast alle Völker um das Mittelmeer haben ihren Beitrag zu seiner Bewohnerschaft und seiner Kultur beigesteuert; fast alle, und noch einige inzwischen verschollene dazu, haben sich der kleinen im Zentrum des Mittelmeers liegenden Insel bemächtigt, und jedes hat Jahrhunderte lang seine Herrschaft ausgeübt. Wie mag das Inselvolk in Wahrheit beschaffen sein, dem im Schmelztiegel der Geschichte so viele und mannigfaltige Bestandteile mit dauerhafter Einwirkung hinzugefügt wurden?

Wenn außergewöhnliche Trachten etwas von dem abweichenden Charakter ihrer Träger verraten, so muß wohl die *Faldetta* Rückschlüsse auf besondere und von alters her stammende Sitten der Malteser zulassen. Es ist ein schwarzer Schleier, der über den Köpfen der Frauen durch Fischbeinstangen in seltsam gebauschten Formen festgehalten wird und herabfallend die Gestalt einhüllt; eine Erscheinung von auffälliger Einmaligkeit, an der die Malteserinnen mit Hartnäckigkeit festhalten. —

Die kleine Insel, deren Fruchtbarkeit einen fleißigen Stamm von Bauern und Handwerkern ausgiebig ernährt, scheint bestimmt, in der Ruhe friedlicher Zeiten sich selbst zu genügen, mit Gelassenheit über das Meer zu schauen und sich nicht um Weltpolitik, um Machtkriege, um Revolutionen zu kümmern. Den Bewohnern selbst kann es nicht in den Sinn kommen, heroische Seefahrten zu unternehmen. In der Tat konnte solche Selbstbescheidung während langer Zeiten und beinahe in jeder Epoche das Glück der Bewohner bedeuten. Aber die Umwelt war nicht so friedlich gesinnt. Immer wieder kamen bewaffnete Männer auf Schiffen, überfielen und plünderten die Bauern, setzten sich fest und trugen ihr Teil dazu bei, Blut und Charakter der Bewohner zu verändern. Der Kern blieb wohl unangetastet, kümmerte sich nicht um Weltkrisen und sah auch mit Staunen, aber unbeteiligt, die Herrlichkeit der Johannitergründung La Valetta als ihren Hauptort sich erheben.

Erst das 19. Jahrhundert mit seinen Idealen und Ideologien, seinem Imperialismus und seinen Revolutionen ließ sie zum Selbstbewußtsein erwachen. Einen Vorgriff auf seine politische Unruhe bedeutet wohl die Revolte von 1775, mit unterirdischem Grollen das Nahen der Revolution verkündend. Dann aber, als die Zeit gekommen war, wollten auch die Malteser ihren Anteil an demokratischer Selbstbestimmung haben; wenigstens ein Teil von ihnen, die Oberschicht unter Führung ihrer Priester. Da war die Insel nun in den Besitz eines anderen Volkes geraten, das den Hafen für seine weltumspannenden Pläne so dringend benötigte, daß es keine Emanzipation des kleinen Völkchens dulden konnte. Werden wir einen Ausgleich dieser widerstrebenden Tendenzen noch erleben? Der Klugheit Englands mag es gegeben sein, den schmalen Weg eines guten und dauernden Kompromisses zu finden.

Bilder aus Malta

Aufnahmen von W. J. JONES, Sliema (Malta)

Auf Saumpfaden steigt der maltesische Bauer die spärlich bebauten Hänge im Dinghi-Distrikt hinunter. Unten: Im Zentrum der Insel erhebt sich die heutige Città Vecchia, die alte Phönikerstadt Melite, deren Kern, Medina, von den Johannitern befestigt wurde. Sie bauten zahlreiche Kirchen: die unten abgebildete stammt aus dem Jahre 1565.









Ausgedehnte Hafenanlagen zeigen die Bedeutung der Insel für die Handelsschiffahrt und als Flottenstützpunkt: oben der Lazaretto-Hafen, in der Mitte Zerstörer der britischen Mittelmeerflotte, die in die Bucht von Sliema einfahren; im Vordergrund die Stadt Sliema. Unten: Moderne Gebäude und Anlagen.

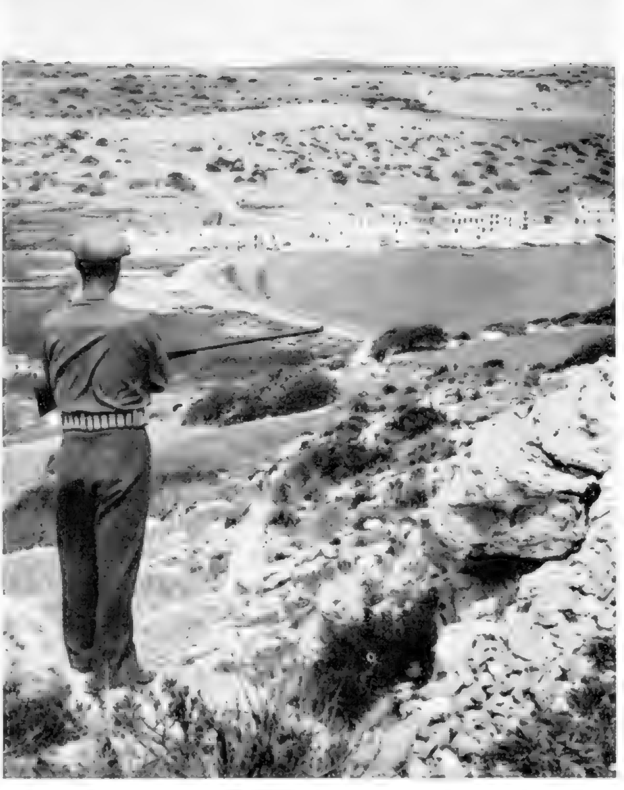


Seite gegenüber:

An den steilen, klippenreichen Felsufern, die sich bis zu 258 m erheben. Unten: Unter den 2000 Passagieren, Engländern und Polen, die mit dem Dampfer «Asturias» nach Australien auswandern, befinden sich 200 Malteser.



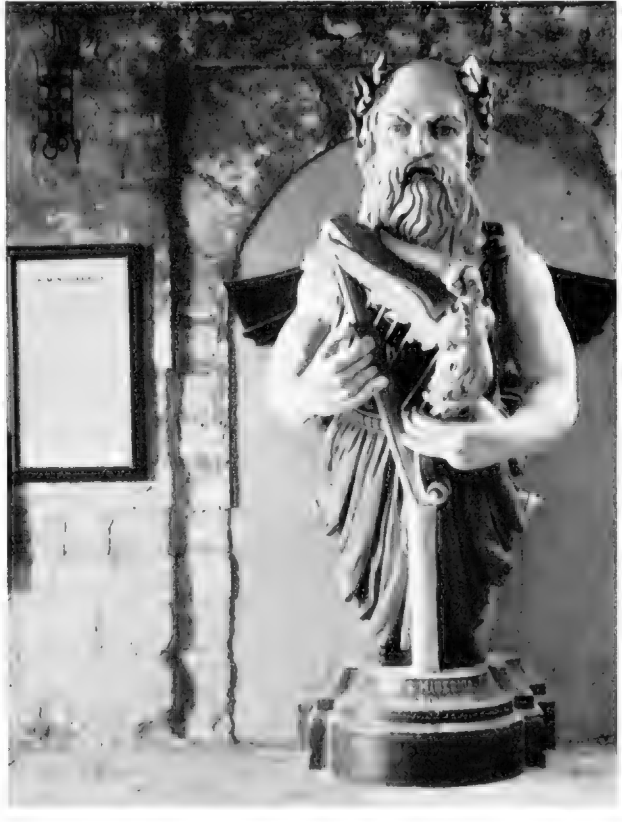
Das gute alte Malteser Segel wird auf der mit einem Hilfsmotor ausgerüsteten Fischerbarke gehißt.



In seinen Mußestunden geht der Malteser Bauer gern auf die Jagd. Im Hintergrund das Dorf Xemxia.



Auf Fort St. Angelo werden alte Galionsfiguren aufbewahrt, Zeugen der auf Malta lebendigen maritimen Tradition.



Die Galionsfigur des Kriegsschiffs «Hibernia» (1804—1902), die den Sultan David darstellt.



Eine Statue des Erzengels Michael in der Altstadt von La Valetta, mit den an Balkonen und Erkern reichen Fassaden.



Die sogenannte 7000000-Eier-Kirche, gebaut vom Erlös von 7000000 Eiern, den die Bevölkerung freiwillig spendete.



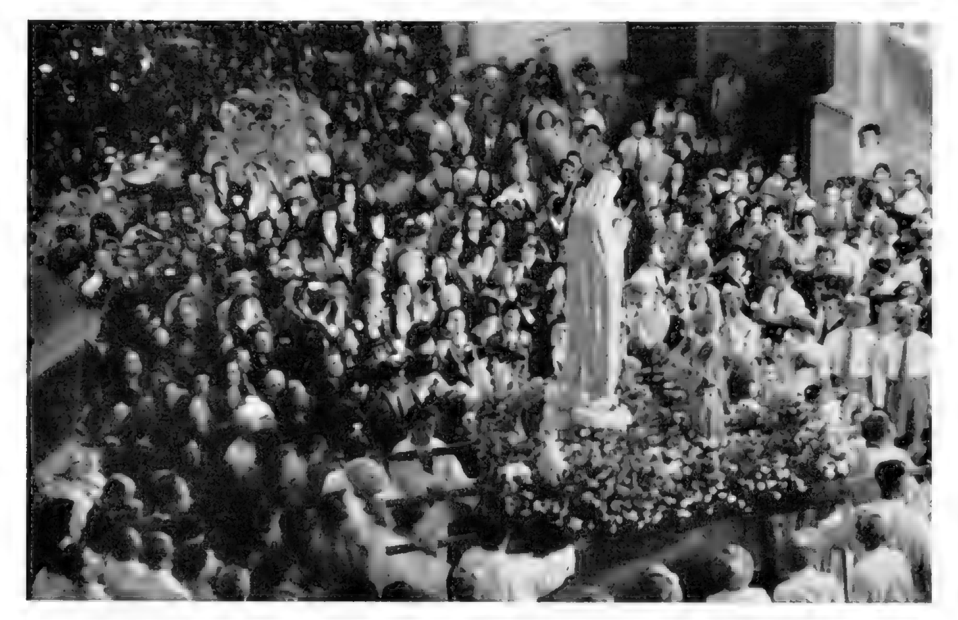
Die 1942 durch Fliegerbomben zerstörte Kirche von St. Publius in Floriana wurde nach dem Kriege wiederaufgebaut.



Die Fassade der unter den Großmeistern des Johanniterordens gebauten Bibliothek wird bei festlichen Anlässen illuminiert.



Die Frömmigkeit der Bevölkerung, die lange unter der Ordensherrschaft lebte, findet an vielen Festen Gelegenheit, sich in Prozessionen und kirchlichen Anlässen in südlicher Farbenfreude zu äußern.



Oben: Der Bischof Mgr. Gonzi in Rabat, während des Krieges. Mitte: Das Gnadenbild der Madonna wird in die Kirche Stella Maris von Sliema getragen; am Abend wird die Stadt festlich illuminiert, wenn die Prozession durch die Straßen zieht.



Seite gegenüber:

Der Aquädukt von Marsa, der Cospiqua, Senglea und Vittoriosa versorgt. Die Insel ist für die Wasserversorgung vom Regen abhängig. Unten: Kartoffeln werden auf den kleinen Äckern der Insel angebaut: das Mädchen drückt die Saatkartoffel mit dem nackten Fuß in den Boden. Holzpflüge sind meistens in Gebrauch.

Die in megalithischer Bauart errichteten Heiligtümer von Hagar Kim in der Nähe der Südspitze von Malta. Die angesichts der geringen technischen Hilfsmittel der Steinzeit rätselhaft anmutenden Riesenkonstruktionen mit ihren unbedeckten, aus glatt behauenen Felsplatten gefügten Kammern und Opfertischen stammen aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. und dienten als Ossarien und Kultstätten.





3 Photos Popper

Volkslieder aus Malta

Übersetzt und ausgewählt von Jürgen von der Wense

Meer, wo bist du? Meer, um dich zu schauen,
bin ich hergeeilt am frühen Morgen.
Um die ganze Welt bist du gegürtet.
Meine Seele ist in dir geborgen.

Auf den höchsten Fels bin ich gestiegen,
unter mir das Meer in seinem Tosen,
und ich sah mein Schicksal zu mir kommen
mitten in Jasmin und roten Rosen.

Wenn der Hoffnung du vertrauest:
ach, die Hoffnung läßt dich hilflos liegen,
gleich als füllst du Wind in eine Flasche,
und du glaubst, du könnest damit fliegen.

Trübe nicht den Quell, aus dem du trinkst,
hüt dich, ans Vergangne dich zu binden!
Kommt die eine Zeit, so geht die andre,
und kein Mensch mehr kann sie wiederfinden.

Alles geht in dieser Welt zu Ende,
selbst die Kohlen auf dem Herde und die
Flammen,
alles Häßliche und alles Schöne,
alles was wir lieben und verdammen.

Wie die Sterne um die Sonne kreisen,
maßvoll, ohne Eile, unverdrossen,
wandle auf dem Pfade du der Wahrheit,
den uns der Barmherzige erschlossen!

Nein, ich will durchaus nicht in die Ehe,
find's im Haus der Mutter grad so nett,
sollt mich aber doch der Teufel packen,
hol ich eine mir aus La Vallett.

Paßt mir's aber nicht in La Valletta,
weil sie Schuh dort anziehn, vornehm tun,
geh ich eben vier Schritt weiter,
hol mir eine aus Hamrün.

Will mir keine in Hamrün gefallen,
weil sie dort mit Kleie handeln,
geh ich eben vier Schritt weiter,
in Kirkör mir eine anzubandeln.

Will ich keine aus Kirkora haben,
weil sie dort bereiten Porzellan,
geh ich eben vier Schritt weiter,
hol mir eine aus Balzan.

Will ich keine aus Balzan zu eigen,
weil vom Staube dort gerötet ihre Sohlen,
geh ich eben vier Schritt weiter,
werde mir aus Lia eine holen.

Mitten auf dem Meere hört ich's pfeifen,
und was war's: zwei Fischlein, die sich riefen.
Selbst die Fische haben schon ihr Liebchen —
Mutter, Seelchen, kann man das begreifen?

Erster Vers: Wie hoch der Himmel! —
zweiter Vers: Wie tief das Meer!
Wenn du gehst, so tänzelst du und schwänzelst,
wie ein Krug, der ohne Henkel wär.

Malta ward zuerst erschaffen,
Malta geht als erstes unter.
Heda, Liebste, noch ein Küßchen,
gleich mäht uns der Tod hinunter!

Nachwort des Übersetzers

Die Insel Malta gehört zu den schicksalsreichsten und daher merkwürdigsten Punkten unseres Planeten. Indessen ist zusammenhängend nur wenig über sie geschrieben worden.

Wie kann es da wundern, daß die Lieder dieser Insel, die Volkslieder der Malteser einzig nur den wenigen Gelehrten, nämlich Orientalisten bekannt sind, die sich gelegentlich mit der maltesischen Sprache, einer nordarabischen Mundart, beschäftigt haben. Als Kunstgebilde sind sie überhaupt noch niemals gewertet oder nur aufgefaßt worden. Daß sie jedoch eine der vielen Köstlichkeiten auf der reichen Tafel der arabischen Poesie sind, dieser immer noch lebendig blühenden, liebenswürdigen Dichtung, möchten diese paar Beispiele dartun und einen neuen Beweis dafür bringen, daß die ungeschriebene Dichtung der Völker die zu vielen und zuvielbeachteten Werke der «Literatur» zwar nicht an Geist, an Kunstfertigkeit oder in dem Aufwande von Tracht oder Schmuck erreicht, sie aber in der Echtheit ihrer poetischen und musikalischen Schwingung, an Nerv, an Bildkraft wie an Ausdruckstiefe, nämlich an Seele oft überbietet.

Wenn die maltesischen Lieder auch in ihrem reinen lyrischen Spiele uns von dem geschichtlichen Malta fast nichts bekunden, so möchten doch einige gedrängte Mitteilungen nicht unerwünscht sein über einen so viel und schwer geprüften Boden, auf dem unbekümmert eben noch diese zarten Verse erwachsen konnten — denn die Malteser singen und dichten heute nicht mehr: auch hier hat bereits der Bildungswahn unserer Tage die edelste Gabe des Menschen ausgetilgt, ein Schöpfer, ein Dichter zu sein, die ihm nur eignet, solange er noch unversucht bleibt von einer ihm aufgezwungenen uniformen «Kultur», welche ihn zur Vernunft bringt, seine Unbefangenheit ihm bewußt macht und ihn sich schämen läßt seiner Einfalt, seines natürlichen Inneseins. Nehmen wir also dieses anmutige Spiel von Improvisationen hin als ein uns anvertrautes Erbe aus der eben verflossenen Kinderzeit eines Volkes.

Die maltesischen Märchen sind — den afrikanischen ähnlich — voller Einfall und Witz, aber in den vorliegenden Fassungen meist so trocken erzählt, daß sie uns nicht entzücken können.

Dagegen sind die Lieder von echter Kunst, reich in der Treffsicherheit der Bilder, durch die zärtlichsten Anspielungen und kühne Wendungen belebt und geschmückt, und wie illuminiert durch den kräftigen Rhythmus der Sprache, die so harsch im Klange und doch so tief an Stimmung ist wie die stahlbesaitete maltesische Gitarre.

Man singt in Malta gerne und sogar gut. Das meiste ist Improvisation. Nur die mehrstrophigen Lieder sind wohl «Gedicht». Berufssänger gibt es nicht. Wessen Stimme beliebt ist, den holt sich eine Gesellschaft ans Ufer oder an Festtagen auf die Plätze. Vieles ist Wechselgesang, und bis zu hundert Strophen gehen die Lieder von Dach zu Dach, von Barke zu Barke. Das ist eine gute Gelegenheit, sich anderen zu offenbaren, da hält man nicht an sich, und viele rufen so die Öffentlichkeit an, um sich Recht zu verschaffen. Auch gibt es Wettkämpfe im Gesang. Da hocken die Parteien sich gegenüber, und der Sänger ist in der Mitte. Einer beginnt, gleich begegnet ein andrer mit einer Antwort, schon wird alles persönlich, keck, frech, und das Ganze endet in Prügelei. Früher sang wohl der Bräutigam während des drei Wochen langen Aufgebots bis hundert Vierzeiler vor den Fenstern seiner Geliebten, jetzt sind Ständchen und Zwiegesänge vom Fenster zur Straße polizeilich verboten; die Instrumente werden beschlagnahmt, die Liebenden werden bestraft.

Man singt immer aus dem Gedächtnis. Die Strophe — mit dem Reim auf Versende zwei und vier — ist immer der Vierzeiler des sizilianischen und spanischen Liedes, nicht aber der arabischen Poesie, der dennoch diese Gedichte beigezählt werden müssen, da sie ganz deren spezifisches Gewicht haben und in ihrer Biegsamkeit und Gelöstheit dieser näher stehen als der beschwerteren und sentimentaleren abendländischen Dichtung.

Die meisten Lieder stammen von Matrosen: ein frischer würziger Hauch vom Meere weht durch sie hin, und jedes dieser kleinen freimütigen Gebilde hat die sinnliche Frische eines in der Brise flatternden Wimpels und hat doch die ungebundene Weite der großen See, die alle Länder der Erde berührt und ihre Völker verbrüdert.

Gesammelt wurde von den unzählig vielen Gedichten leider fast nichts, und das meiste verdanken wir Hans Stumme, der mit Hilfe der lange auf Malta heimischen Frau Bertha Koeßler-Ilg in letzter Stunde noch einige hundert Texte aufnahm und sie wortgetreu übersetzt hat — verschwindend wenig nur gegen das, was es einmal gab und nun für immer verklungen ist.

Daß ich nichts über die Musik zu sagen weiß, ist zu beklagen, aber die einzige darüber erschienene Arbeit: Ulderico Rolandi: «Musica e musicisti in Malta, saggio di ricerche e di appunti storici» (Livorno 1923) — ein gleichbetitelter Aufsatz von demselben in «Archivio storico di Malta» (1929) — war mir nicht erreichbar und soll auch leider keine Sammlung von Melodien enthalten. Die Instrumente sind Gitarre, seltener Mandoline, Harmonika, Tamburin oder Kastagnetten. Eine Drehorgel mit Glockenschlag wird in einem Lied erwähnt. So dringen die Gassenhauer ein; das platte Bersaglierilied ist die Melodie der Nationalhymne geworden. Auch hier wie überall heute die Linie im Verfall und darum unsere Hoffnung, daß sie sich wieder hebe.

ESCHATOLOGIE

die Lehre von den letzten Dingen

Von Erich Brock

Eschatologie nennt man die Lehre von den Letzten Dingen, aber nicht als Widerfahrnissen der Einzelseele, sondern der ganzen Welt zusammen; — eschatologisch heißt eine Weltanschauung, welche alle Dinge dem angeblich bald hereinbrechenden Ende unterstellt. Es pflegt besonders in Zeiten zu sein, welche das Äußerste aufreißen und dem Menschen in der Welt zu eng machen, daß aus den Zeitläuften die Überzeugung entnommen wird, es «gehe so nicht weiter» und das Weltgeschehen eile seinem Abschlusse zu. Regelmäßig tauchen dann die uralten Prophezeiungen auf, welche die Zeichen solcher Endzeit festlegen, und die Menschen (sehr oft Grüblernaturen aus handarbeitenden Ständen), die diese Zeichen zum hundertsten Mal auf die jeweilige Gegenwart deuten. Es taucht die Gliederung einer Heilsgeschichte auf, die dem Unendlichen der Religion eingezogen wird, und diese Geschichte drängt nun der Katastrophe und dem Umschlag zu. Je wilder alles drüber und drunter geht, desto näher scheinen wir dann diesem Umschlag ins Heil und in die neue absolute Ordnung. Natürlich ist solche Betrachtung eine große Erquickung in bösen Zeiten: Je sinnloser, desto sinnvoller; je schlimmer, desto besser. Und wie häufig sind die Zeiten im individuellen und Gesamtleben, wo sich die Menschen an nichts mehr zu klammern wissen als an diesen fragwürdigen Trost.

Damit ist solche Form der Frömmigkeit der Mystik (mit der sie oft zusammengeworfen wird) weithin entgegengesetzt. Für die Mystik kann es nur eine individuelle Heilsgeschichte geben. Für sie ist Gott gleichmäßig überall, und nicht in einer Zeit, die dem Ende sich nähert, in einem Kairos, der ergriffen sein muß, dem Menschen besonders nahe. Im eschatologischen Denken gibt es dagegen Zeiten, in denen Gott die Welt weithin sich selber überläßt, und andere, in denen er sie gewaltsam zum Zusammenbruch hin antreibt. Dieses Wissen ermutigt die Menschen dann, hinzustoßen, was schon fällt, und sich darin vom göttlichen Willen getragen zu wissen. So ergibt sich der Typus des religiös getragenen Revolutionärs; und fast alle großen und erfolgreichen Revolutionäre der Geschichte hatten in religiöser oder säkularisierter Weise das Bewußtsein, von einer übermächtigen Woge der Zeit geschwemmt zu sein, und eigentlich nur zu tun, was schon vom innersten Weltlauf selber getan werde, oder gar in der Tiefe schon getan sei.

In hervorragendem Maße gehört der Marxismus zu den eschatologischen Lehren, in welchen ein ungeheures selbstsicheres Handeln des Menschen durch die Überzeugung entfesselt wird, die Zeit handle schon selbst in derselben Richtung. Diese Feststellung ist nicht neu; vor zwanzig Jahren hat sie besonders Fritz Gerlich näher dargelegt. Nun greift sie *Jakob Taubes* auf und baut darum herum eine fesselnde und wertvolle Studie über die verschiedenen Formen abendländischer Eschatologie, der wir einige Anregungen zu unseren folgenden Betrachtungen entnehmen («Abendländische Eschatologie», Verlag Francke, Bern).

Die Zeit, in welcher die Eschatologie als Gesamtstimmung zuerst uns greifbar wird, ist die Wende unserer Zeitrechnung. Vieles veranlagte sie dazu. Die Entwurzelung aus allen eigenständigen konkreten Lebensformen, innerlich durch die vordringende stoische Aufklärung, äußerlich durch den römischen Imperialismus, trieb die Menschen aus jeglicher gestalteten Frömmigkeit hinaus einem abstrakt theologischen Optimismus in die Arme, der mit einem Pessimismus des greifbaren Lebensgefühls sehr wohl zusammenging und ein Gegengewicht dagegen zu sein sich bemühte. Und im Maße wie die Schwere des Daseins, die entkräftete Müdigkeit der Spätzeit zunahm, im Maße wie das stoische Unendlichkeitsdenken den irgendwie hier oder dort, da oder dann anwesenden Gott verflüchtigte, konnte die Ungeduld sich nicht mehr bezähmen und wollte das Göttliche vom Ende der Zeit zu sich heranreißen. Die Zusammenfassung aller Herrschaft unter dem römischen Kaiser mochte ein Gefühl wie im Marxismus hervorrufen, daß logischerweise die Expropriation der Expropriateure von Gott her keinen günstigeren Augenblick werde finden können. So kochte die chiliastische Unruhe schon vor Jesus im Judentum und in der Gnosis auf. Warum allerdings sollte in diesen Bewegungen nicht eine Ahnung mitgespielt haben, daß wirklich in diesem Namen eine Zeitenwende bevorstand — wenn auch ganz anders als es sich einer träumen ließ? Auf jeden Fall war das Zeitbewußtsein wohl vorbereitet für den mit dem Christentum aufbrechenden Chiliasmus. Daß Jesus in seinem Denken von eschatologischen Vorstellungen bis in die Tiefe geprägt ist, ist in den letzten Jahrzehnten eine geläufige Vorstellung der Theologen geworden, mit der sie sich nun allerdings die Auflösung einiger der von jeher drückenden Widersprüche in Jesu Leben und Lehre oft allzu leicht machen. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß Jesus am Anfang seiner Wirksamkeit dachte, mit seiner Predigt, seinen Bekehrungen und Krankenheilungen den Hereinbruch des Reichs Gottes auf Erden herbeizuführen — oder in Kraft dieses Hereinbruchs selber zu handeln; wir sahen ja schon, wie diese beiden Abmessungen des Denkens immer Hand in Hand gehen. Das Markus-Evangelium schildert, wie Jesus als junger Held aufbricht zu seinem Werk, die Siegesfahne schwingend; seine Botschaft an Johannes den Täufer ist nichts anderes als die Verkündigung des Kairos, der Gnadenzeit vor



Die vier Reiter aus der Apokalypse von Albrecht Dürer

dem Ende. Taubes (der Jude ist) deutet die eschatologische Einstellung Jesu als eine Zumutung nicht nur an den Einzelnen zur Sinnesänderung, sondern vor allem an das Volk als Ganzes; und zwar sollte mit dessen sittlicher Umkehr eine Abschüttelung der römischen Knechtschaft verbunden sein (wofür sich auch die apokalyptischen «Zeloten» unter den Juden vor und nach Christo einsetzten) — jedoch Abschüttelung nicht durch Gewalt, sondern durch Gewaltlosigkeit. Wozu hätte er denn auch sonst das Volk in die Wüste geführt? Es sieht aus, als ob es geradezu zum Zwecke des Speisungswunders geschehen sei, das dem Mannawunder an die Seite treten sollte. In der Wüste reifte Israel zum Volk Gottes heran, in der Wüste, nach Loslassen alles irdischen Gutes, würde die neue Reinigung kommen, damit die Endzeit und die endgültige Rückführung des Volkes in das Land der Verheißung. Diese Dinge wurden dann später aus den Evangelien getilgt. — Wir lassen dahingestellt, wie weit sich solche Zusammenhänge aus den Quellen (Mt. 14, 13 ff., Mk. 6, 31 ff., Lk. 9, 10 ff.) wahrscheinlich machen lassen. Weit überzeugender ist der eschatologische Akzent bei der Aussendung der Jünger Jesu. Da heißt es ja ausdrücklich: «Ihr werdet mit den Städten Israels nicht zu Ende kommen, bis des Menschen Sohn kommt» (Mt. 10, 23). Derselbe kam dann aber nicht, und dies habe, meint Taubes, dem Wirken Jesu die entscheidende Wendung gegeben: Er entzieht sich von da an dem Volke mit Folgerichtigkeit. — Wir möchten unvergleichlich mehr Gewicht legen auf die innerlichen Peripetien dieser Wirksamkeit: auf die bitteren Erfahrungen, die Jesus mit dem Volke mehr und mehr machen mußte, auf die grobe Verständnislosigkeit der Jünger, auf die wachsende Einsicht in das Unendliche, Nichtapokalyptische aller rationalen Bekehrungsbemühung. Wer wollte sagen, ob sich daraus mehr eine sozusagen vernunftmäßige Einsicht ergab in die Notwendigkeit, durch den Tod zum Siege zu gehen — oder ob es mehr ein tatsächliches Vorgefühl war, daß Gottes Weg *da* hindurchführe? Auf jeden Fall war damit die eschatologische Sicht und Zuversicht ausweislich mancher Äußerung Jesu aus den letzten Tagen nicht beiseitegeschoben, sondern nur hinter den Tod verlegt. Daß jedenfalls noch viel Schwanken, viel Versagen der Natur vor dem festen Ergreifen dieser übermenschlichen Zuversicht stand, zeigt Angst und Verzweiflung der letzten Stunden mit erschütternder Eindringlichkeit.

Es ist bekannt, wie dann das Urchristentum in der sozusagen stündlichen Erwartung der Wiederkunft Christi zum Weltgericht lebte, und wie mit deren anscheinender Verzögerung Stück um Stück ein Sicheinrichten mit der Welt auf dauerndem Fuße nötig wurde. Vom 2. Jahrhundert an zeichnete sich der umgekehrte Ablauf ab, wie wir ihn oben zwischen Mystik und Eschatologie andeuteten: Christus rückte vom Ende der Zeit, das ungreifbar wurde, langsam in Zeit und Raum hinein, Gott wurde wieder allgegenwärtig: und vielleicht war es auch dieser Prozeß, der das ungeheure Einströmen der griechischen Mystik ins Christentum unterbaute — ein Einströmen und bis in jede Faser Durchdringen, mittels welchen sich das ersterbende Heidentum, zuletzt ganz und bewußt im Neuplatonismus gesammelt, für seine keineswegs gewaltlose Beseitigung rächte. Zum zweiten Male hieß es: Graecia capta ferum victorem cepit (das eingenommene Griechenland nahm den wilden Sieger ein). Vorher noch erhob in ähnlichem Zusammenhang auch die Gnosis, ursprünglich eine vorwiegend jüdisch-griechische Angelegenheit, ihr Haupt mächtig ins Christentum hinein, das zurückzudrängen ein wesentlicher Inhalt der ersten Jahrhunderte der christlichen Theologie war. Die Gnosis bedeutet einen Höhenstoß urmenschlicher Wahrhaftigkeit gegen den machtvollen Zwang optimistischen Sinnglaubens, welchen zuerst die Stoa, dann das Christentum einer erschöpften heilshungrigen Zeit aufgenötigt hatte. Alsbald zeigte sich jedoch, daß wenn dieser Sinnglaube wenigstens als äußerster eben abgestreift wird, wiewohl zum Teil aus ehrwürdigen Beweggründen, alles wankt und im Chaos versinkt: bei der Gnosis in ein trübes Gewühl von Ideenfetzen und Mythen, an dem niemand genesen kann; und die gnostische Verherrlichung aller geschichtlichen Gestalten, welche an einen Weltsinn *nicht* geglaubt hatten, sondern im Protest verharrten: die Schlange, Kain, Judas Ischariot — dadurch aber die Erlösung von der sinnlosen Welt vorantrieben — diese Verehrung des Bösen führte bis zu wilden Ausschreitungen von Auflehnung gegen das elementarste Moralgesetz.

Der bedeutendste Vertreter christlicher Gnosis war *Markion*, und ihm verdanken wir eine neue, höchst eigenständige und einflußreiche Form eschatologischer Apokalyptik. Auch er konnte von der Kirche nur überwunden werden, indem sie fast alles Wesentliche seines Unternehmens übernahm, wie Harnack in seinem schönen Buch über ihn im einzelnen nachgewiesen hat. Markion ist eine Erscheinung, die in mancher Hinsicht man nun eben mit Karl Marx vergleichen konnte. So wie dieser dem Vernunftglauben, den Hegel auf seinen schwindelnden Gipfel geführt hatte, die unerweichliche Tatsache entgegenschleuderte, daß die Wirklichkeit nicht vernünftig ist, und daß der Mensch, in Feuerbachscher Allgemeinheit gedacht, also «des Menschen Sohn» sie erst vernünftig machen müsse — so empörte sich Markion gegen den angeblich allgültigen Schöpfergott des Judentums, welcher doch die Wirklichkeit zu einer raffinierten Maschine der Grausamkeit geschaffen hatte. Dieser Gott ist aus seiner Schöpfung ablesbar, also mittels einer «Positiven Theologie», und diese Bekanntschaft mit ihm ist vernichtend für ihn. Der wahre Gott ist unbekannt, er ist der ganz andere, fremde und gegenweltliche, ein Gegenstand höchstens einer «Negativen Theologie». Dieser Gott ist beinahe Christus selbst, der Verkündiger der Liebe, der Erlöser, der Menschensohn (wie denn für die Gnosis der Mensch-an-sich eigentlich der höchste Gott ist). Markion gelangt von da zur Erlösung der Gottlosen, und zur Verdammung der offiziellen Frommen, der Erzväter, der Verkünder und Anbeter des Schöpfergottes, die sich im

Glauben und liebloser Gesetzesmoral mit ihm gemein gemacht hatten — ihm, der den Erlöser, den Gerechten, mitleidslos am Kreuze hatte verbluten lassen. —

Diese ganze, bald vergessene Geistesgestalt ist doch von kaum zu überschätzender Tragweite gewesen. Nicht nur als Grundfigur eines möglichen politisch-revolutionären Christentums, welches die Botschaft Christi als den Aufstand der Enterbten gegen die Brutalität des machtbesitzenden Weltregierers deutete. (Taubes allerdings übertreibt den politischen Originalsinn des Markionismus bei weitem; Markion wollte vielmehr, daß die Erlösten Christi äußerlich unterdrückt, mißachtet, martyrisiert würden.) Sondern vor allem in einer im Bezug auf Gewalt ganz verharmlosten Form im neueren Protestantismus. Die im Grunde seltsame Idee Luthers, den katholischen Pantheon der vielfach gestuften Heiligen mit eisernem Besen auszukehren und doch eine Art Zweigötterei beizubehalten (denn der Heilige Geist spielt ja praktisch keine ebenbürtige Rolle), muß doch notwendig auf eine instinktiv dem Markionismus ähnliche Deutung hinweisen und zu solcher hinführen. Immer wieder hat man sich dem ungeheuren Problem einer Rechtfertigung göttlicher Weltregierung dadurch entzogen, daß man Christus mehr und mehr zum alleinigen Gotte machte. Im *Pietismus* ist die Unfähigkeit, die Wirklichkeitshärte des schaffenden Vatergottes zu ertragen, auf die Spitze gestiegen; hier ist Jesus alles, und Jesus ist ein Wesen aus reiner Süßigkeit geworden. *Thomas Münzer* sagte aber: Wer den bitteren Christus nicht mehr will, wird sich am Honig zutode fressen. Und seltsamerweise steht *Karl Barth* am anderen Ende der Front auf ganz ähnlichem Boden. Bei aller Härte seiner Worte erträgt auch er den calvinistischen Gottvater nicht mehr, und mit dessen Vorausbestimmung der meisten Menschen zur ewigen Verdammnis schon bei der Schöpfung ist in der Tat die absolute Steigerung des markionitischen Weltschöpfers erreicht. Auch für Barth ist er nur Härte, Gerechtigkeit, Erbarmungslosigkeit, und so ist Barths ganze Theologie nur auf Christus aufgebaut, auf Gnade, Vergebung, Erlösung; Schöpfung und Schöpfer wird gefühlsmäßig fast ganz ignoriert. Barth faßte unlängst an einer «Rheinischen Studententagung» zu Köln die «zentralen kirchlichen Heilswahrheiten» in sieben Thesen zusammen. Diese Thesen, welche im «Kirchenboten für den Kanton Zürich» 1948 S. 27 abgedruckt waren, bringen Gott überhaupt nicht unmittelbar ins Spiel, sondern in jeder von ihnen geht es um Christus und wieder um Christus. Wollten wir uns die Taubessche politische Deutung des Markionitismus zu eigen machen, so wäre es wohl kein Zufall, daß Barth politisch weit links steht und eine starke Aufgeschlossenheit für den russischen Kommunismus bekundet.

Vom Urchristentum an versickert zunächst die Eschatologie in die Untergründe des Ideenstromes, obwohl sie immer wieder bei großen Seuchen, Kometenerscheinungen, Kriegselend hier und dort gefühlsmäßig aufflammt. Aber einen geistig gesammelten Aufbruch erlebt sie erst wieder mit *Joachim von Floris* — einem Abt und höchst unvorschriftsmäßigen Theologen, wie sie im Mittelalter von der Kirche noch geduldet wurden, wenn sie sich nicht breit machten und nicht antipäpstliche Werbung trieben. Auch erkannte man unter der allgemein verbreiteten christlich-kirchlichen Redeweise die gefährlichen Gedanken nicht immer gleich, sondern oft erst an ihren Wirkungen. Joachim lebte von 1148—1202 in Kalabrien und stellte ein geschichtsphilosophisches Schema auf, welches das Ende der Welt wieder zum Ausgangspunkt einer Rückwärtsrechnung und damit wieder greifbar machte. Drei Perioden unterschied er, die Gottvater, Gott dem Sohn und dem Heiligen Geiste entsprechen. Innerhalb der verschiedenen Perioden gibt es eine durch alle drei hindurchgehende Gesetzlichkeit, so daß bestimmte Erscheinungen der einen bestimmten der anderen entsprechen. Schon seit alters war es ja beliebt und viel geübt gewesen, bestimmte Erzählungen des Alten mit anderen des Neuen Testamentes zu parallelisieren. Wir Heutigen werden bei dieser geschichtsphilosophischen Arbeit Joachims vor allem an Spengler und seinen Begriff der «Gleichzeitigkeit» zwischen den Kulturepochen verschiedener Zeiten und Räume denken — einen Begriff, mit dem er gegenseitige Entsprechungen von Erscheinungen nach ihrem relativen Entwicklungssinn meint. Das Alte Testament entspricht für Joachim dem Vater, die Papstkirche dem Sohne, und sein Blick schweift darüber hinaus zu einer Zeit des Geistes, wo alle Formen, alle Dogmen, alle Herrschaften aufgelöst sind in reiner Liebesgesinnung. Hegel hatte eine ähnliche Einteilung. Auch ihm war das Mittelalter das Reich des Sohnes, auf welches das des Geistes folgte. So erstaunt es nicht, daß die Schüler Joachims, die *Franziskaner-Spiritualen* auch mit einer Art Hegelscher Dialektik aus Leben, Tod und Auferstehung arbeiteten. Sie sind aber die typischen Aktivisten, wie sie nach den Theoretikern der endzeitlichen Revolution aufzutreten pflegen. Was bei Joachim eine zwar nahe Zukunft war, das ist für die Spiritualen jetzt Gegenwart. Die Zeit ist *da*, sie selbst sind diejenigen, welche die Fülle des Geistes in seiner absoluten Reinheit als alle tote Form auflösende Verwirklichung in sich tragen. Sie sollen die Macht über die Kirche übernehmen, und wer sich widersetzt, ist nun der Antichrist. Auch sie waren bereit, eine Revolution zu machen, zu der sie sich von dem voll in sie ausgegossenen höheren Geist getrieben, geleitet und gerechtfertigt glaubten. Es war ein «Gottesgeist», der schon stark dem säkularisierten Geiste der Jakobiner, der «Tugend» Robespierres glich. Die Revolution, die sich hier bei den Spiritualen vorbereitete, kam allerdings nie zu einer gesamtheitlichen Entladung, da die Kirche ihr Bestes tat, um ihre Flammen mit Blut zu ersticken. Doch waren die zahlreichen religiös-spiritualistischen aufrührerischen Bewegungen im Spätmittelalter und noch jüngerer Zeit alle irgendwie untereinander in Verbindung; und hierhin ist, um Bekanntes anzutönen, vor allem der Münsterische Aufruhr mit seiner skurrilen Gräßlichkeit nach Anstieg und Untergang, sowie über-

haupt die ganze, so ungemein einflußbreite Täuferbewegung — ferner besonders die Gestalt und Richtung Thomas Münzers innerhalb des deutschen Bauernkrieges zu rechnen. *Münzer* kannte und verehrte die Joachimitische Lehre — wie übrigens auch die Mystik, die weltverneinende «Theologia Deutsch» und den sanften Tauler. Er hatte sich vermessen, die Kugeln der Fürstenheere in seinem Mantel aufzufangen, weil er völlig vom Kairos gedeckt zu sein glaubte; sein jämmerliches Ende ist bekannt. Auch hier die Linie zur Säkularisation durch Marx: Münzer sagte zu den Bergknappen, den sozial ausgebeuteten Grubenarbeitern Mitteldeutschlands: «Man kann euch nichts von Gott sagen, weil sie (die Fürsten) über euch regieren.» Dies entspricht genau der Lehre Marxens, daß Wahrheit erst im klassen- und herrschaftslosen Staat der Zukunft möglich ist; während vorher die Unterdrückung statt Wahrheit Klassenideologie hervorbringt. Ähnliches meinte auch Münzer: Nur der zur völligen äußeren Freiheit Gediehene genießt auch die geistige Freiheit, über Gott das Rechte zu denken.

Eine gute Idee von Taubes ist, das neue Auftreten der Eschatologie an die entscheidende Umwälzung von der mittleren zur neuen Zeit zu knüpfen, an die Wende vom ptolemäischen zum kopernikanischen Himmelsbild. («Revolutio» bezeichnete zuerst den Umschwung der Himmelskörper um die Sonne.) Indem der ganze Stufenbau des mittelalterlichen Weltbildes, in welchem Gott gemäß dem antiken Denken nahezu räumlich untergebracht war, nämlich im «Himmel», durch die Verunendlichung des Alls auf Grund der kopernikanischen Entdeckungen und der Philosophie von Giordano Bruno ins Unendliche versank und Gott dadurch «obdachlos» wurde (wie es der Materialismus des 19. Jahrhunderts mit seinem üblichen Geschmack ausdrückte) — ergab sich die Notwendigkeit, Gott in der *Zeit* unterzubringen. Und da blieben nur zwei Möglichkeiten offen: Entweder ihn sozusagen an das Ende der Unendlichkeit zu versetzen. Dies ist die Lösung des Protestantismus, den Taubes wohl in diesem Sinne «kopernikanisches Christentum» nennt, eben weil er alle greifbaren Zugänge zu Gott als Möglichkeiten, ihn irgendwo dinglich anzutreffen und zu behaften, alle Heiligkeit von Dingen und Örtern beseitigt. Den Katholizismus nennt Taubes «ptolemäisches Christentum»; und es liegt ja auf der Hand, wie nicht nur sein klassisches scholastisches Weltbild mit dem ptolemäischen, wo die Erde im Mittelpunkt stand, wo es ein festes Unten und Oben gab, zusammentrifft — sondern auch, wie sein praktisches Lebensgefühl eine Weltorganisation brauchte, in der alles seinen festen eindeutigen Platz und Rang hat. Noch deutlicher liegt Gott am Ende der Unendlichkeit bei Kant und Fichte mit ihrer unendlichen sittlichen Bemühung — und dann vollends bei *Hegel*, wo die Unendlichkeit in den Kreis zurückgebogen wird, wo die Revolutionen der Körper der Geisteswelt dialektisch ausgedeutet werden und eine Kette von Revolutionen vom Ja zum Nein und zurück sind — und zugleich diese Revolutionen durch ihre Planmäßigkeit wiederum als kreisender Umschwung des Einen Absoluten um sich selbst längst festgelegt sind.

So wird Hegel zur großen Gestalt der säkularisierten Eschatologie — obwohl er ein überaus frommer Mann war, der seine ganze Philosophie als die Erkenntnis Gottes ansah — und viel Recht dazu hatte. Nicht in dieser Richtung lag die Säkularisation, ganz im Gegenteil war Hegels Philosophie die erneute Hereinnahme aller weltlichen Disziplinen in die Theologie — und das nicht allein dadurch, daß diese Lehre sich im Dreischritt der Dialektik abspielt, den Hegel als Wesen und entschleiertes Geheimnis der Dreieinigkeit und damit des Kerns aller Gotteslehre und alles Christentums ansah. Sondern die Säkularisation lag darin, daß Hegel, im Augenblick wo er seine Philosophie als den Kairos, als die anlangende und zum Selbstbewußtsein gelangende Endzeit des Geistes überhaupt ansah, sie und sich und alles in die unendliche Ferne der Erinnerung wie in eine Schädelstätte zurücksinken sah. Die erreichte Endzeit war das graue Greisenalter der Welt, in welchem nur noch das Denken, nicht aber das Leben mehr gedeiht — und damit war das Heil der Endzeit eben doch der Tod — und die Vollendung in der Endzeit nur eine literarische. Es war eine Umkehrung des Ganzen durch *einen* kleinen Handgriff — ähnlich jenem einiger Rabbinen der gnostischen Zeit, die für den Satz: «Gott betrachtete seine Werke und sah, daß alles sehr gut war» — durch eine winzige Änderung des hebräischen Wortes setzten: «... und sah, daß der Tod sehr gut war». Die Wirklichkeit selber, die Hegel mit jeder Faser seiner Idee anstrebte, versank in sich selbst, weil sie sich unmerklich in diese Idee verwandelt hatte. Die Versöhnung von Idee und Wirklichkeit, die er zutiefst wollte, blieb *innerhalb* der Idee und war ohnmächtig, die Wirklichkeit zu beherrschen. Die ganze Problematik dieser Ohnmacht, die Marx und Kierkegaard dann gegen Hegel aufgriffen, ist bei diesem selber schon bis auf den Mittelpunkt hinab aufgebrochen.

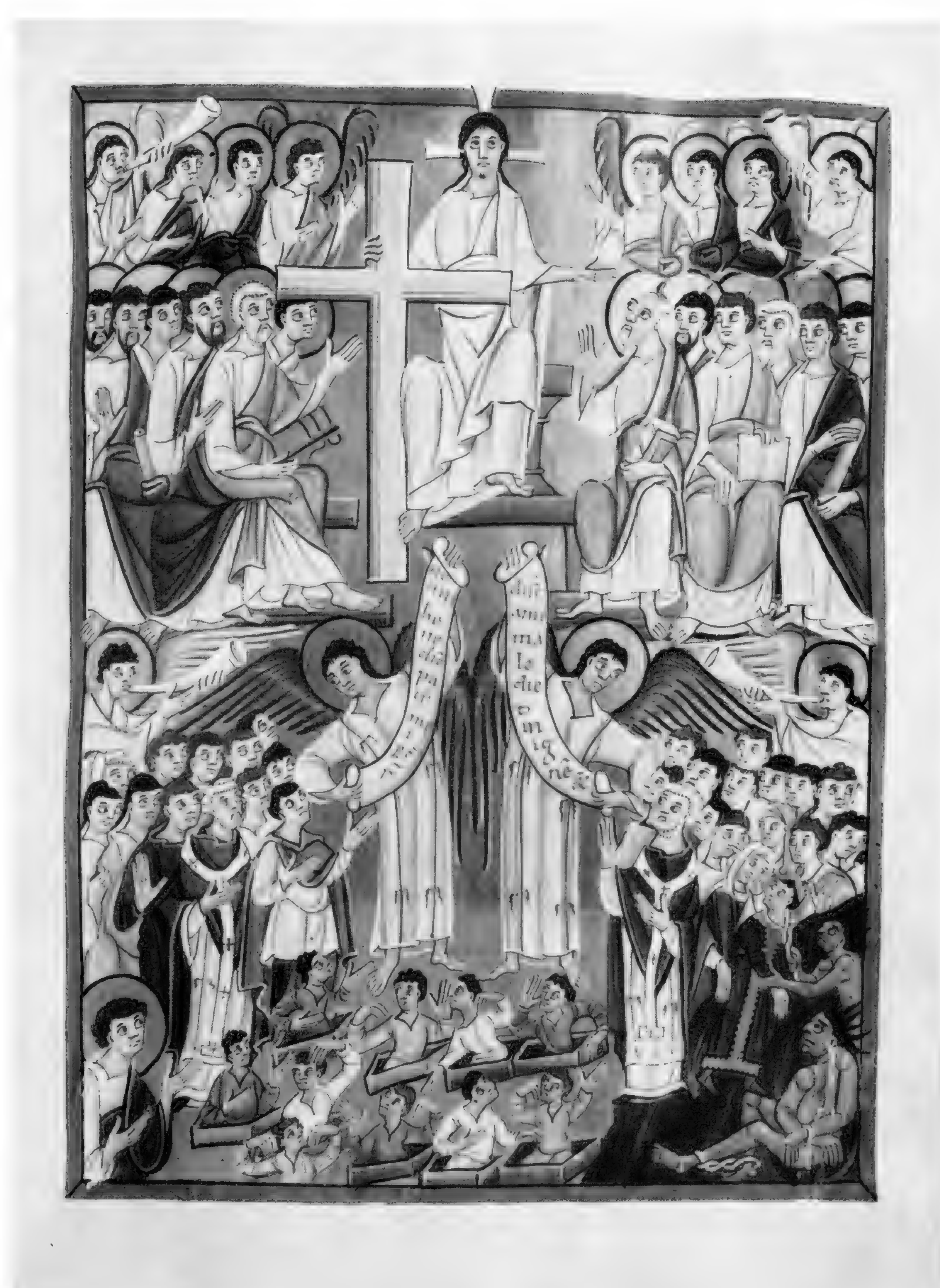
Eine gewisse innereschatologische Gesetzlichkeit trägt eine Art Gemeinsamkeit zwischen Joachim, dem europäischen Urapokalyptiker, und der verweltlichten Apokalypse Hegels. Beide sind Theoretiker, wenngleich der eine in das in der Ferne verschwimmende gelobte Land der Endzeit weist, der andere darin zu stehen denkt, es sich aber darum in die bloße Theorie versinken lassen muß. Doch beide zeugen Söhne, welche die Wirklichkeit der Endzeit in sich zu tragen meinen und durch *Handeln* hervorzwingen wollen. Hegel hatte die alleinheitliche Endzeit in der *Idee* anbrechen gesehen; wie sich die *Erfahrungs*wirklichkeit aus ihrem Zwiespalt herausfinde, blieb deren eigene Sache; dieses ungeheure teuflische, göttliche Wort wagte er. Hier setzte Marxens Widerspruch an. Die Beseitigung des Widerspruchs im *Geiste* ist ihm nicht wesentlich, sondern die empirische *Wirklichkeit* muß durch Handeln aus ihrem Widerstreit herausgeführt werden. Aber auch er war kein reiner Aktivist, auch er blieb Escha-

tologe. Und nochmals erhebt sich hier die Frage, ob jemand überhaupt handeln könne zu dem hin, was ihm als das Gute erscheint, anders als in der Überzeugung, daß «im Grunde» schon gehandelt ist, «vor Gott» alles schon gut ist. Dies ist der letzte Widerspruch aller menschlichen Existenz, der sich darin ausprägt, daß der Mensch zugleich sich gegen die böse Wirklichkeit absolut auflehnen muß im Glauben, und zugleich im selben Glauben sie als gute und gottgewollte absolut hinnehmen muß — ein Widerspruch, der nicht als «Äquivokation» zu belächeln, sondern als erkämpftes, oder sagen wir besser, nie ganz zu erkämpfendes «Zusammenfallen der Gegensätze» praktisch auszuleben ist.

Die Denkform von *Marx* ist tatsächlich verweltlichte Eschatologie. Bei Marx wird der Proletarier zum gespanntesten selbstgewissesten revolutionären Handeln aufgerufen; und was seine Selbstgewißheit trägt, ist das Bewußtsein, vom säkularisierten Willen Gottes getragen zu sein, nämlich von der selbsttätigen mechanischen Entwicklung der Wirtschafts- und Gesellschaftsverhältnisse, die jetzt im Begriffe ist, in den Kairos einzutreten. Die Endzeit selber aber bringt die völlige, strukturlose, freiströmende Eintracht, Wahrheit, Güte, Genüge, wie sie den Menschen immer vorschwebte. Der Versuch Sorels, den «Willen Gottes» zu beseitigen und das Handeln als reine Absetzung von allen ruhenden Sinnzusammenhängen als rein und grundsätzlich revolutionäres auf sich selbst zu stellen, ist nur eine verzweifelte Reaktion auf die Übermacht der beharrenden, alles einordnenden und in ihre Vernunft verschlingenden bürgerlichen Wahrheit.

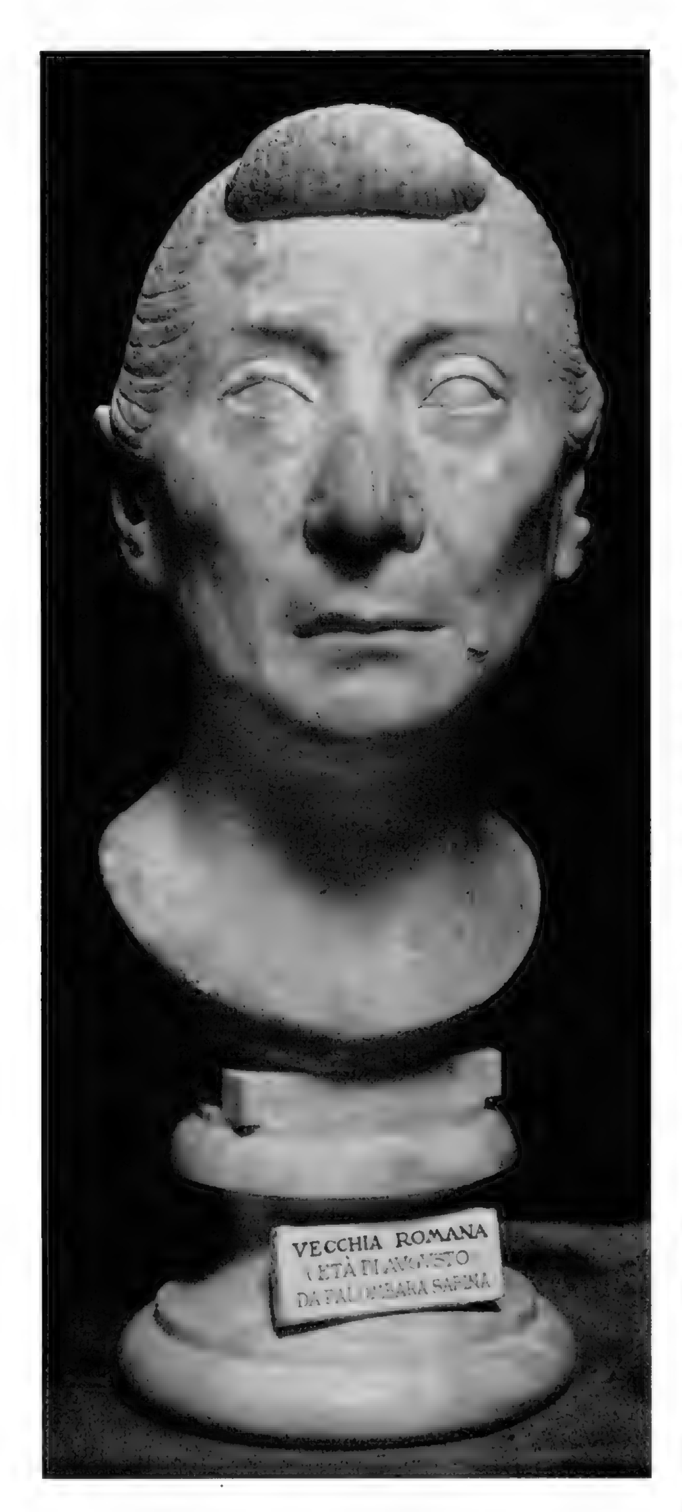
Taubes schließt seine Übersicht mit Marx; uns scheint die eschatologische Linie noch wesentlich weiter in die Gegenwart hineinzuführen. Von *Spengler* sprachen wir schon. «Der Untergang des Abendlandes» ist der Titel des Buches, der schon von diesem gänzlich verleugnet sein müßte, wollte er eschatologischen Geistes bar sein. Die Gesetzlichkeit, mit der die Kulturen ihrem Ende zustürzen, der genaue Aufweis der Zeichen dieser Endzeit ist Geist von diesem Geiste. Allerdings ist es eine geköpfte Eschatologie, welcher kein tausendjähriges Reich folgt. *Ernst Jünger* hat viel von Spenglers Kulturphilosophie übernommen; aber er hat dieser Eschatologie einen neuen und sehr kräftigen Kopf wachsen lassen. Das Buch «Der Arbeiter» ist die echteste und denkmächtigste eschatologische Leistung seit langer Zeit. Spenglerisch daran ist die Idee der Relativität; daß es kein absolutes Ende gibt, sondern nur jeweils ein Ende der einzelnen Kulturgestalten, welchem aber jedesmal mehr oder minder ein tausendjähriges Reich der Vollkommenheit vorausgeht. Heute sind die Zeiten des Kairos einmal wieder vorhanden, nämlich daß die Gestalt des Arbeiters die Menschheit durch die Zerstörung und den Nullpunkt der vorigen Gestalt, des Bürgers, hindurchstößt und zu ihrem eigenen Höhepunkt emporreißen wird. Der Gedanke des ewigen Fortschritts ist bürgerlich, gehört dem 19. Jahrhundert an und hat sich bereits heute durch die Steigerung der Geschwindigkeit und aller Quantitäten bis ins Absurde als durchaus zerstörerisch erwiesen. Diese Zerstörung gilt aber nur der bürgerlichen Gestalt; der Arbeiter setzt sie gegen das Bürgertum an wie eine Bodenramme; er selbst ist etwas Stabiles, ein Sein, welches die fortrasenden Mittel der Technik bezwingt, und wenn dieses Sein sich damit frei durchgewirkt haben wird, so tritt ein langer Zeitraum gleichmäßiger Vollkommenheit der Gestaltung ein, bei der Mittel und Zwecke sich absolut decken und in den Menschen ein unendliches Glücksgefühl hervorrufen werden, wie es die höchsten reifsten Kulturepochen und ihre klassischen Formungen hervorzurufen gewußt haben: also ein echtes Tausendjähriges Reich. Später, als Jünger diesem Traum gegenüber skeptischer wird, beherrscht ihn längere Zeit die Idee des «verlorenen Postens», des Menschen, der außerhalb des Kairos die Hingabe seiner selbst leistet, dessen Leistung trotz seines persönlichen Untergangs, ja auch des Untergangs seiner Sache doch nicht für das Gesamtgeschehen verloren ist — sowie die Idee des Schmerzes als des heute einzigen endzeitlichen Zeichens, des Zeichens, *wo* in einer völlig glaubenszerstörten Zeit sich eine neue Wesensballung metaphysischer Substanz anzubahnen scheint. Beides sind im weiteren Sinne eschatologische Motive. Beides sind Verkörperungen jenes Standhaltens im Nicht-mehr und im Noch-nicht, welches Taubes in seinem Schlußwort zu Recht der Gegenwart besonders zueignet.

Allerdings wird die Gegenwart uns etwas lang. Es ist schwer, so lange in einem inhaltslosen Punkt zu verharren. So ist es kein Wunder, daß der Menschengeist in seiner Tiefe sich versucht fühlt, das Ende herbeizuzwingen. Lange Zeit betrachtete die Naturlehre als das einzig sichtbare absolute Ende kosmischer Art den Wärmetod, das Aufhören alles Geschehens im Ausgleich aller Spannung, der Einebnung aller Gefälle, der Ermattung alles Emporgerissenen, der Abspannung aller geschehensträchtigen Unterschiede. Das maßvolle griechische Denken lehrte fast ausnahmslos die Ewigkeit der Welt, und mit ihr ist der Eschatologie aller Boden entzogen; oder sie ist höchstens zu einem Zwischenfall herabgesetzt, der Einstampfung einer besonderen Weltform. Die heutige physikalisch-moralische Eschatologie greift wohl über einen solchen Zwischenfall hinaus. Sie fußt auf der exakten Einsicht, daß die Zersprengung unseres Erdballs durch den Verstandesübermut des Menschen möglich geworden ist — ähnlich wie nach einigen der Planet vorsätzlich zersprengt worden sei, dessen Trümmer heute jenseits des Mars das Weltall durchfliegen. Aber niemand weiß, ob nach Freiwerden *aller* Kohäsionskräfte in diesem All eine neue Gestaltung möglich oder ob dies soweit das Ende schlechthin wäre.



Das Jüngste Gericht in der Darstellung der Bamberger Apokalypse

Die prächtige Handschrift mit ihren 50 Illustrationen entstand um 1020 als Werk der Reichenauer Schule im Auftrag Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde, die sie dem Kollegiatstift St. Stephan in Bamberg schenkten. (Bamberg, Staatliche Bibliothek.) Aus der Ausstellung «Kunst des frühen Mittelalters» im Berner Kunstmuseum

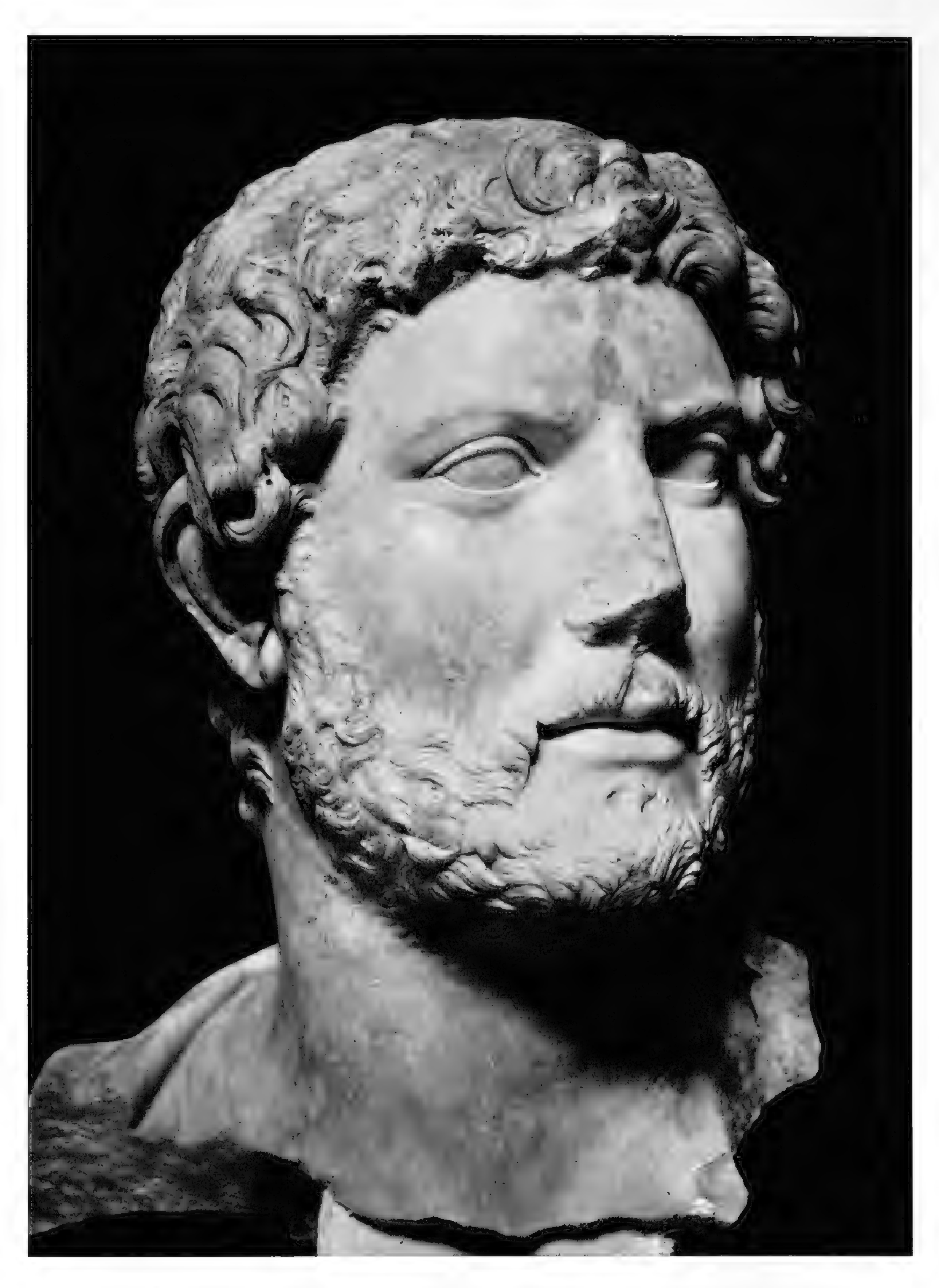


Neue Meisterwerke römischer Bildniskunst

Bei den Arbeiten für die Fundamentierung des neuen Hauptbahnhofs in Rom wurden zahlreiche wichtige Funde gemacht, darunter kostbare Wandmalereien in mehrere Meter hoch erhaltenen Häusern. Die Ruinen mußten leider nach Aufnahmen und Vermessung zerstört werden, aber die Fresken wurden von den Wänden abgenommen, und es ist zu hoffen, daß sie der Öffentlichkeit bald zugänglich gemacht werden. An einer andern Stelle fand man bei den Fundamentierungsarbeiten das Bildnis Hadrians, das hier abgebildet wird. Es ist eines der schönsten des Kaisers und ausgezeichnet dadurch, daß es in keiner Weise ergänzt wurde und der Elfenbeinton des feinkörnigen Marmors vollständig erhalten blieb. Die Feinheit der Oberflächenbehandlung wetteifert mit den griechischen Vorbildern, denen der Kaiser so verehrungsvoll ergeben war. Aber die Hingabe an die Details äußerer Wirklichkeit wurzelt doch in altitalischem Glauben an die Fortdauer des Individuellen im realistischen Bildnis des Hauptes. Durch den Klassizismus der Gesamtform wird der Realismus des Details eigentümlich vergeistigt, entsprechend der göttlichen Verehrung des Kaisers, die nicht nur eine Phrase war.

Das Bildnis einer alten Frau, das sich jetzt ebenfalls im Thermenmuseum befindet, stammt aus römischen Ruinen bei Palombara, dem Ort an der Bahn nach Tivoli, der manchem von einer Besteigung des Monte Gennaro bekannt sein dürfte. Das Werk ist ein hervorragendes und frühes Beispiel jenes ernsten herben Realismus, der seit den letzten Jahren Caesars die bürgerlichen römischen Bildnisse charakterisiert. Er wirkt wie ein Protest gegen die selbstbewußte Anmaßung, die sich vorher in hellenisierenden Formen breit gemacht hatte, als sich jeder vornehme Römer wie ein göttergleicher Weltherrscher gebärdete. Hier dagegen, möchte man sagen, ist die Hinfälligkeit und Beschränktheit irdischer Existenz, einsamer Menschlichkeit zum erstenmal und vielleicht so ergreifend wie nie wieder gestaltet worden, in einer Zeit, in der die mannigfaltigsten Erlösungsreligionen die Herzen für eine neue Welt zu bereiten begannen.





Marmorbüste des Kaisers Hadrian, gefunden beim Umbau des Hauptbahnhofs in Rom, jetzt im Thermenmuseum



Die phönizische Seite des Nordtors. Man sieht auf dem Löwen sowohl wie auf den vier Stelen, die nach dem ersten Relief folgen, phönizische Inschriften. Die im Hintergrund sichtbar werdende Sphinx bezeichnet den eigentlichen Eingang zur Burg.

DIE STADT «LÖWENSTEIN» AM BERG KARATEPE

Neue Ausgrabungen in der Türkei

Von Prof. Dr. HELMUTH TH. BOSSERT, Istanbul

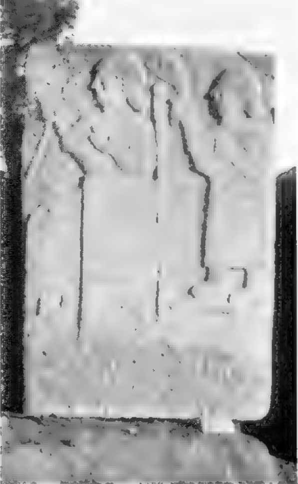
Vorbemerkung der Redaktion: Der Verfasser dieses Beitrags gehörte vor seiner Übersiedelung nach der Türkei zu unsern engsten Mitarbeitern bei der Gründung der Zeitschrift Atlantis. Wir freuen uns, hier seinen Originalbericht über seine neuen Ausgrabungen veröffentlichen zu können, die in der Gelehrtenwelt Aufsehen erregt haben.

Während einer Reise, die von Mitgliedern des Forschungsinstitutes für altvorderasiatische Kulturen der Universität Istanbul unter meiner Leitung im Herbst 1945 zur Untersuchung der alten Tauruspässe unternommen wurde, hörten wir zum ersten Male gerüchtweise von einer Ruinenstätte Arslantasch (Löwenstein), die sich im Gebirge östlich von der Stadt Kadirli befinden sollte. Da wir die Nachricht damals von nomadisierenden Turkmenen erhielten, konnten wir natürlich über die Art der Ruinenstätte nichts Näheres in Erfahrung bringen; soviel schien jedoch sicher zu sein, daß es sich um ein Löwenmonument handelte, das in der Nähe des Berges Karatepe (schwarzer Hügel) zu suchen war. Infolge der vorgeschrittenen Jahreszeit mußte 1945 die Reise nach dem Karatepe unterbleiben. Wir waren jedoch fest entschlossen, dieses uns wichtig erscheinende Monument bei nächster sich bietender Gelegenheit aufzusuchen. Als wir im Frühjahr 1946 wieder in diese Gegend kamen, stand mein Entschluß fest, trotz stark aufgeweichten Wegen nichts unversucht zu lassen, an den Karatepe heranzukommen. Da alle meine Begleiter mehr oder weniger stark erkrankt waren, konnte mich auf diesem Abstecher zum Karatepe nur meine Dozentin Frau Dr. Halet Cambel begleiten. Mit großen Schwierigkeiten erreichten wir von Kozan aus über vollkommen versumpftes Gelände, in dem kein Weg mehr zu erkennen war, zunächst die Stadt Kadirli, wo wir übernachteten und die nötigen Erkundigungen über den Arslantasch einzogen. Nur ein einziger Mensch fand sich in dieser Stadt, der den Arslantasch bereits gesehen hatte. Es war der Volksschullehrer Ekrem Kuscu, der uns versprach, sich uns anzuschließen und uns den Weg nach dem Karatepe zu zeigen. Am nächsten Morgen gelangten wir auf einem Saumpfad, der über die hinter Kadirli ansteigenden Hügelketten hinweg läuft, nach fünfstündigem Ritt zur Ruinenstätte. Das Wetter hatte sich aufgehellt, und die Berge boten in ihrem Frühlingsblumenschmuck einen herrlichen Anblick. Mitten auf einem etwa 500 m hohen Ausläufer des Karatepe fanden wir die Ruinenstätte dicht versteckt in Urwald- und Dorngestrüpp. Was uns zuerst in die Augen fiel, war

eine Tierbasis aus schwarzem Basalt, neben der zersplittert eine überlebensgroße kopflose Statue lag, deren Körper ringsum mit altsemitischen Zeichen bedeckt war. Der sogenannte Löwenstein, nach dem der Platz von den Nomaden benannt ist, war mit seiner ehemaligen Statue gefunden worden. Allerdings stellte es sich später bei genauerer Untersuchung heraus, daß die beiden roh gearbeiteten Tiere des Sockels gar keine Löwen, sondern Stiere darstellen sollten. Unser Hauptinteresse galt natürlich der Inschrift, die wir allerdings bei der Kürze der uns zur Verfügung stehenden Zeit zwar teilweise photographieren, aber nicht abschreiben konnten. Die erste Vermutung, die sich uns aufdrängte, war, daß es sich bei dieser Inschrift um eine solche in aramäischer Sprache aus dem 9. oder 8. Jahrhundert v. Ch. handelte, wie sie ganz ähnlich bereits vor vielen Jahren anläßlich der deutschen Ausgrabungen in dem kaum 8 Reitstunden entfernten Zincirli zutage gekommen waren. Der Schluß lag nahe, daß es sich bei der Ruinenstätte von Karatepe um eine zum Gebiet von Zincirli gehörige Burg handelte. Obwohl es außerordentlich schwierig war, in dem unwegsamen Baumgewirr und dem dornigen Unterholz herumzukriechen, stellten wir schon bei unserem ersten Besuch Teile der Burgmauer fest und fanden auf dem Boden, weit zerstreut, zahlreiche Bruchstücke von schwarzen Basaltreliefs und von in gleichem Material gearbeiteten altsemitischen und hieroglyphenhethitischen Inschriften.

Nach unserer Rückkehr nach Istanbul unterzogen wir die Statueninschrift, soweit wir sie photographiert hatten, einer näheren Prüfung und es stellte sich dabei heraus, daß der Verfasser ein bis jetzt unbekannter Fürst des Danunavolkes war, von dessen Existenz man bereits aus assyrischen und ägyptischen Quellen einige Kenntnis hatte, dessen genaueren Wohnsitz man aber diesen Quellen noch nicht zu entnehmen vermochte. Wir hatten also in Karatepe eine Burg des Danunavol-





Zwei Stiermenschen mit Lanzen, Relief vom Südtor.
Rechts: Relief vom Südtor, die Königin sitzt auf einem Lehnstuhl, in der rechten Hand eine Blume, in der linken Hand eine Trinkschale. Ein Fliegenwedler steht hinter ihr. Am Sockel ist eine hethitische Hieroglypheninschrift zu sehen.



Der Karatepe vom Südtor der Burg aus gesehen



Der Ceyhanfluß (Pyramos) vom Nordtor der Burg aus gesehen, im Hintergrund



Ceyhanfluß (Pyramos) nördlich des Karatepe



Der Leiter der Ausgrabungen, Prof. Bossert, mit seinen Mitarbeitern beim Essen im Lager

kes gefunden, das demnach zumindestens im 9. oder 8. Jahrhundert am Pyramosflusse, dem heutigen Ceyhan, in Ostkilikien gesiedelt haben mußte. Wie der Inschrift weiter zu entnehmen war, beschränkte sich jedoch das Herrschaftsgebiet der Danuna keineswegs auf diese Gegend, sondern umfaßte die ganze Ebene von Adana, also das heute wie damals außerordentlich fruchtbare Gebiet von Kilikien. Bei dem Nebeneinander von hieroglyphenhethitischen und altsemitischen Inschriften, die sich nicht als aramäisch, sondern als phönizisch erwiesen, kam mir sofort der Gedanke, ob sich nicht auf dem Karatepe das nun schon bald hundert Jahre die Gelehrtenwelt beschäftigende Rätsel der hieroglyphenhethitischen Inschriften lösen ließe.

So entschloß ich mich im Frühjahr 1947 zu einer neuen Reise nach dem Karatepe, auf der mich diesmal mein Dozent Herr Dr. Bahadir Alkim begleitete. Während drei Wochen arbeiteten wir unter den schwierigsten Verhältnissen völlig auf uns gestellt mitten im Walde auf dem Karatepe und schliefen nachts bei einem Turkmenen im Zelte, mit dem wir auch sein Essen teilten, das in der Hauptsache aus Yoghurt und dem von den Nomaden selbst gebackenen Fladenbrot, dem papierdünnen Tandir, bestand. Unsere Hauptaufgabe sahen wir darin, die Statueninschrift abzuklatschen, abzuschreiben und zu photographieren. Außerdem wurde die ganze Ruinenstätte, soweit dies ohne Abholzung möglich war, auf ihre Ausdehnung hin untersucht, um die Möglichkeit einer künftigen Grabung zu prüfen. Es stellte sich dabei heraus, daß der Umfang der Burg sich in mäßigen Grenzen hielt und ihre architektonischen Reste nicht sehr tief im Boden lagen, so daß also keine wesentlichen Erdmassen zu entfernen waren.

In der Folge veröffentlichte ich mit meinen beiden Mitarbeitern zwei illustrierte Berichte über unsere beiden Reisen in der Hoffnung, Widerhall für unsere Forschungen in der wissenschaftlichen Welt und Geldmittel für eine Grabung zu finden. In dieser Erwartung sahen wir uns nicht getäuscht. Das Echo, das unsere Entdeckung in der internationalen Wissenschaft hervorrief, war sehr beträchtlich, und so entschloß sich die Istanbuler Universität gemeinsam mit der Historischen Kommission in Ankara und der Generaldirektion der Museen in Ankara, mir die wissenschaftliche Leitung einer Grabung in Karatepe zu übertragen. Inzwischen haben im Herbst 1947, im Frühjahr und Herbst 1948 drei Grabungskampagnen stattgefunden, und ich stehe unmittelbar vor der Abreise zur vierten Grabung, die Mitte September 1949 beginnen soll. Über die drei ersten Grabungen ist zurzeit ein reich bebilderter Bericht bei der Türkischen Geschichtskommission in Ankara in deutscher und türkischer Sprache in Druck. Außer den bereits genannten zwei Dozenten, nämlich Frau Dr. Halet Cambel und Herrn Dr. Bahadir Alkim, arbeiteten auf meiner Grabung folgende Damen und Herren mit: Fräulein Dr. Nihal Ongunsu, Frau Dr. Muhibbe Darga-Anstock, Herr Dr. Franz Steinherr, Herr Mustafa Kalac sowie die Architekten Herr Ibrahim Süzen und Herr Lütfü Özin.



Der erste Versuch, einen Teil der großen phönizischen Inschrift zu lesen. Die Grabung hat gerade begonnen.



Arbeiter bei der Grabung am Nordtor der Burg.



Die Statuenbasis, die dem Arslantasch seinen Namen gab



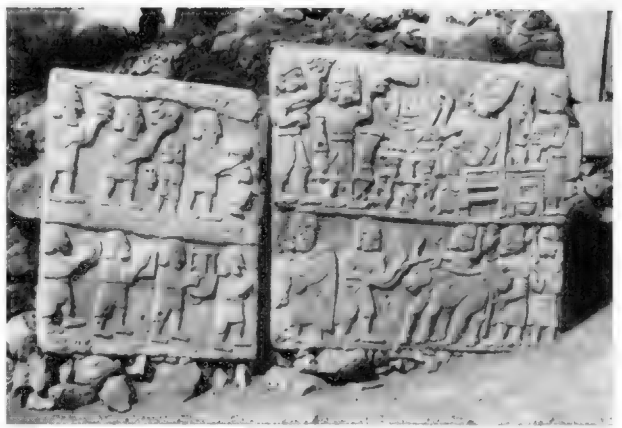
Blick in die westliche Nebenkammer des Südtors. Die Reliefs sind meist zerbrochen. Man sieht links eine Prozession von Leuten, die Opfertiere nach sich ziehen, rechts ein zerbrochenes Relief mit zwei antithetischen Stierpaaren, in der Ecke Fischereiszene und Vogeljagd.

Ich möchte nun im folgenden kurz zusammenfassen, was die Hauptresultate unsrer ersten drei Grabungskampagnen waren, ohne mich allzu sehr in Details zu verlieren.

Die Burgsiedelung wird von einer mit zahlreichen viereckigen Türmen bewehrten oblongen Burgmauer umschlossen, die sich im Süden und Norden in zwei großen Toranlagen, die beide ausgegraben wurden, der Umwelt öffnet. Außer diesen beiden Haupteingängen gibt es in der Südmauer nur noch eine kleinere Pforte, deren architektonische Umgebung in diesem Herbst untersucht werden soll. Innerhalb der Burg finden sich zahlreiche kleinere und größere Gebäude, von denen nur ein großes Gebäude auf dem Gipfel, wohl der Palast, völlig ausgegraben wurde. Leider sind alle bis jetzt untersuchten Gebäude mit Ausnahme der beiden großen Toranlagen so schlecht erhalten, daß meist nur die unterste Steinlage des Fundamentes zutage kommt und also außer einem in Einzelheiten oft nicht mehr feststellbaren Grundriß nichts von der Privatarchitektur auf dem Karatepe übrig geblieben ist. Anders die beiden Toranlagen, von denen das Nordtor besonders gut erhalten ist, weil es mit seinen Fundamenten, Orthostaten und Inschriften über zwei Meter tief im Boden steckte. Die Anlagen des Süd- und Nordtors entsprechen sich ungefähr im Grundriß. Auf einer Rampe, die von Türmen flankiert war, nähert man sich dem von Löwen gezierten Eingang, der auf beiden Innenseiten reichen Relief- und Inschriftenschmuck trägt. Am Ende dieses Laufganges stehen wir vor dem eigentlichen Burgtor, hinter dem rechts und links sich Seitenräume anschließen, die ebenfalls Bild- und Inschriftenstellen zeigen. Alle Skulpturen und Inschriften sind aus schwarzem Basalt gefertigt, der von jenseits des Flusses her herbeigeschafft werden mußte. Obwohl der Basalt sehr hart ist, hat die Oberfläche der Skulpturen und Inschriften zum Teil unter dem Einfluß des großen Brandes, der die Burg endgültig zerstörte, zu leiden gehabt, und manche Teile der Oberfläche sind abgeplatzt. Im großen ganzen sind jedoch diejenigen Skulpturen, die an ihrer ursprünglichen Stelle von Erdreich bedeckt aufgefunden wurden, wohl erhalten. Dagegen sind die Teile des Südeingangs der Burg weniger gut auf uns gekommen, weil die meisten Stücke kaum oder gar nicht von Erde bedeckt waren und daher im Laufe der Jahrhunderte verwitterten und zerbröckelten. Viele Reliefs und Inschriften des Südeingangs sind wohl anläßlich des Brandes die sehr steilen Abhänge des Burghügels hinuntergestürzt und dabei in viele Teile zersplittert. Es ist jedoch zu hoffen, daß noch manches dieser zertrümmerten Stücke zusammengesetzt werden kann. Über die Art und den Inhalt der Darstellungen geben die beigefügten Abbildungen eine hinreichende Vorstellung.

Es ist klar, daß eine solch große Burganlage verschiedene Bildhauer in Anspruch nahm und daß der Stil der einzelnen «Meister» in den Skulpturen zum Ausdruck kommt. Vom künstlerischen Standpunkt aus sind die Bildhauerarbeiten nicht allzu hoch zu bewerten. Es handelt sich offensichtlich in der Mehrzahl um provinzielle Arbeiten, wie man sie in einer so entlegenen Gebirgsgegend kaum anders erwarten darf. Trotzdem zeigen sich Einflüsse aus dem assyrischen, syrischen und sogar ägyptischen Milieu, so daß man annehmen darf, daß einzelne der Künstler auswärtige Arbeiten zu Gesicht bekamen.

Wenn auch die Bildwerke mit ihren mannigfaltigen Darstellungen zum Teil der späthethitischen Kunst nicht geläufige Themen zeigen, so liegt doch der Hauptwert der Karapetegrabung gewiß nicht auf archäologischem, sondern auf philologischem und historischem Gebiete. Zum ersten Mal sind in Karapete riesengroße doppelsprachige Inschriften in phönizischer und hieroglyphenhethitischer Sprache gefunden worden, die es



Das Gastmahl des Asitawandas. Zwei Reliefs vom Südeingang der Burg. Rechts oben der König vor dem Speisetisch sitzend, vor und hinter ihm Fliegenwedler. Von links kommen Getränk- und Speisenträger herbei, die u. a. einen Hasen und eine Ente auftischen. Unten links eine Kapelle (Flötenspieler, Lyraspieler, Harfenspieler und Tamburinspieler), rechts unten werden Schlachttiere (Stier und Ziege) sowie Getränke herbeigeschafft.



Links ein Relief, Gott auf dem Stier; er hält in seiner linken Hand einen Jagdfalken, in der rechten einen Hasen. Auf den Hörnern des Stieres steht ein kleinerer Gott. Rechts zerbrochenes Relief mit Kampfszene. Im unteren Streifen zwei sich gegenüberstehende Reiter, dazwischen ein Mann, der die Pferde hält. Vom Südtor.



Zwei Reliefs von der Hieroglyphenseite des Nordtors. Links hält ein geflügelter Adlerdämon die geflügelte Sonnenscheibe in die Höhe, rechts reicht neben einer Palme einem stehenden nackten Kinde eine Frau die Brust.



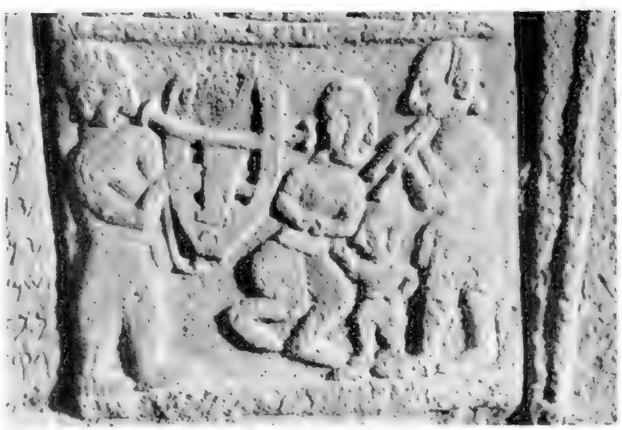
Sphinx von der phönizischen Seite des Nordtors. Man beachte die eingelegten Augen, von denen eines ausgefallen ist.



Sphinx von der Hieroglyphenseite des Nordtors. Ihr Kopf ist abgebrochen. Rechts von der Sphinx ein bewaffneter Mann, der ein Kalb auf seinem Rücken trägt. Sowohl Sphinx wie die übrigen Stelen sind mit Hieroglypheninschriften überzogen.



Relief vom Nordtor, Segelschiff auf dem Meere. Das Relief zeigt, daß das Volk der Danuna noch im 8. Jahrhundert Seeschiffahrt betrieb. Schon die bedeutend älteren ägyptischen Texte bezeichneten die Danuna als eines der Seevölker.

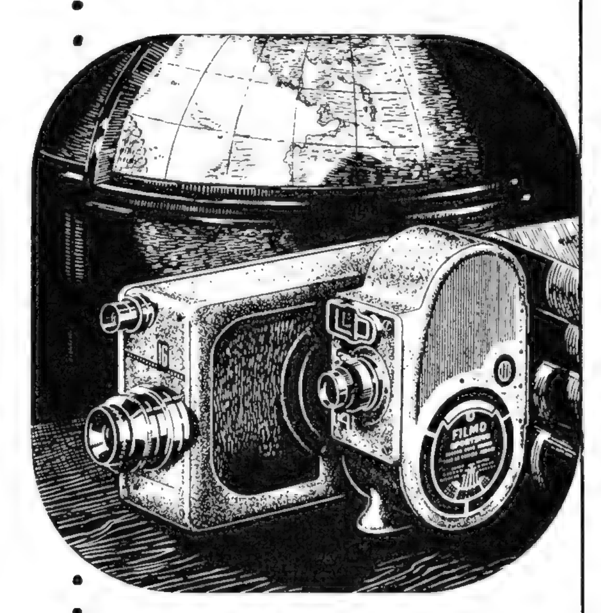


Teilaufnahme des zweiten Reliefs der phönizischen Seite des Nordtores, vgl. Abb. S. 492. Ein Löwe und ein Lyraspieler, dazwischen eine Tanzgruppe.

nunmehr ermöglichen, die hieroglyphenhethitischen Texte endlich zu lesen und zu übersetzen. Die Entzifferung der hethitischen Hieroglyphen, an der man schon seit Jahrzehnten arbeitete, kommt damit zu einem unerwarteten und endgültigen Abschluß, und eine neue indo-europäische Sprache, die dem Keilschrifthethitischen nahesteht, aber nicht mit ihm identisch ist, wird der Forschung erschlossen. Welche Auswirkung die Entzifferung der hethitischen Hieroglyphen für die Orientalistik und Indogermanistik haben wird, ist heute noch gar nicht abzusehen. Jedenfalls wird sie beträchtlich sein, denn es gibt ja nicht nur in Karatepe, sondern überall in Zentral- und Südanatolien sowie in Nordsyrien zahlreiche hieroglyphenhethitische Texte, die hauptsächlich aus dem 10. bis 7. Jahrhundert herrühren, also aus einer Zeit, über die wir bisher nur aus fremden Quellen mangelhaft und einseitig unterrichtet waren. Neben dem sprachlichen Gewinn, den die Wissenschaft aus diesen Texten ziehen wird, werden sich auch neue Einsichten in die Geschichte, Religion und Kultur eines Volkes ergeben, über das wir bis jetzt aus eigenen Quellen überhaupt nichts wußten. Die griechischen Quellen, die die einheimischen Quellen später ablösten, berichten über das rätselhafte Volk der Hieroglyphenhethiter gar nichts.

Karatepe ist als Burg etwa um 730 v. Ch. von einem Danunafürsten namens Asitawandas erbaut worden, und der Erbauer hat der Burg seinen eigenen Namen «Asitawanda» gegeben. Als seine Dynastie bezeichnet er «das Haus des Mopsos». Er führt also seinen Ursprung auf jenen Heroen Mopsos zurück, den wir aus der griechischen Überlieferung als den Gründer zahlreicher Städte in Kilikien kennen und der damit nunmehr durch Karatepe historische Gestalt gewinnt. Als meine nächste Aufgabe betrachte ich es, den Spuren dieses Königs Mopsos nachzugehen, der, wie die Griechen erzählen, zur Zeit des trojanischen Krieges in Kilikien eingewandert ist und im Zweikampf mit seinem Gegner Amphilochos fiel. Die Städte, die Mopsos gegründet haben soll, ich erwähne u. a. nur Mopsuhestia und Mopsukrene, bestehen noch heute, und aus ihren alten Resten wird sich hoffentlich bei zukünftigen Grabungen auch das Rätsel des Königs Mopsos lösen lassen.







EIN NEUES WERK ÜBER SWEDENBORG

Ernst Benz: SWEDENBORG. NATURFORSCHER UND SEHER. (Verlag Hermann Rinn, München.) Swedenborg war kein Eschatologe; für ihn lebte Jenseits und Diesseits so wesenhaft ineinander gefügt, daß sich das Bauen auf ein bevorstehendes Weltende soweit erübrigte. Der außerordentliche Einfluß und Eindruck Swedenborgs im 18. Jahrhundert erklärt sich zur Genüge aus der Zeitlage, welche das Übersinnliche in die Blässe des Verstandes und des Bildungsmäßigen zurückgedrängt hatte; nun trat es auf einmal ganz unmystisch, mit der fast banalen Wirklichkeit des Alltags hervor. Diesen merkwürdig abstandslosen Charakter behielt das Göttliche immer bei Swedenborg. Er selbst, dessen Vater ein innerlich bewegter Theologe gewesen war, kam aus der härtesten Atmosphäre weltlicher Naturwissenschaft, wo nur dem Verstande Räusche verstattet waren, und streifte diesen Charakter auch nach dem Übergang ins Gegenteil nie ganz ab. Mit vollen Segeln war er auf dem anscheinend uferlosen Meere der Aufklärung mit ihren täglich sich erweiternden Horizonten dahergefahren. Astronomie, Physik, Mechanik, Technik, in diesen Gebieten hatte er alle Antriebe der Zeit gläubig in sich aufgenommen und selbst nicht unbedeutende ihnen hinzugefügt. Er hatte sich mit ihrer ganzen, vom Platten bis zum Großartigen gespannten kritiklosen Begeisterung in die Erfahrungs-Wissenschaft gestürzt, jener Begeisterung, welche kein Zeitalter so naiv auslebte wie das des Rationalismus. In England, Holland und Frankreich hatte er an der Quelle getrunken, die täglich reichlicher zu sprudeln und nur Wegräumung der «Vorurteile» zu benötigen schien, um alle Gebiete des Geistes zu ungehemmter Fruchtbarkeit zu bringen. Das Platte und das Großartige spiegelte sich in den wütenden Streitigkeiten der Gelehrten um Prioritätsrechte und dergleichen, und andererseits in einer fast religiösen Sachhingabe, auf deren Ergebnissen wir heute noch fußen. Swedenborg nahm sowohl am Allzumenschlichen wie am Sachgeweihten dieses ganzen Betriebes teil. Seine Entdeckungen und Erfindungen konnten sich sehen lassen, und sein Selbstgefühl darüber noch mehr. Doch muß in beidem etwas Tieferes bei ihm am Werke gewesen sein; denn es kam der Augenblick, wo ihm die Verstandeserkenntnis nicht mehr genügte und die Sehnsucht nach höheren, unmittelbaren Einsichten ihn zu verzehren begann. Es kam eine Bekehrung, mit allen klassischen Kennzeichen einer solchen; und von da an wurde ihm unaufhörlich und reichlich Offenbarung zuteil, die er bald als unmittelbares Diktat höherer Mächte erlebte, bald als Augenschein in einer jenseitigen Welt, in die er immer wieder sich eingelassen sah. Die Ergebnisse schrieb er eifrig auf und ließ sie laufend auf eigene Kosten drucken — lateinisch, um nicht die breiten Massen eschatologisch zu beunruhigen. Daß Swedenborg echte Schaukräfte übersinnlicher Art besaß, ist kaum zu bezweifeln; ebensowenig, daß sich rein Menschliches, private enge Lieblingsideen, vorgefaßte Meinungen und Parteileidenschaften breit einmischten, bis ein unscheidbares und im ganzen wenig anmutendes Gemenge entstand. Seine Breitenwirkung konnte das kaum beeinträchtigen. Aber auch wem das Enderzeugnis durchaus widersteht, der sollte sich die Mühe nicht verdrießen lassen, Spreu und Weizen da zu scheiden und das Werden neuer und fruchtbarer Ideen inmitten dieser Trübe zu erkennen. Dazu hilft uns das Buch von Benz, das mit größter, stellenweise allzu großer Gründlichkeit und Zurückhaltung den Menschen und Denker hinstellt, ehe es zu einigen vorsichtigen Werturteilen fortschreitet. Für den, der Swedenborg nur aus Kants «Träumen eines Geistersehers» und ähnlichen äußerlichen Gesichtswinkeln kennt, muß dieses Buch eine wahre Ehrenrettung des viel Verlästerten bedeuten. *Erich Brock*


Forster
BELLEVUE/PLATZ